Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 22 Leipzig, den 2. Juni 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Weshalb die Christen Christen sind; 1. Einleitung — Gladstone — Savonarola — Hypnotismus und Verbrechertum. Psychologische Studie. Zweite Hälfte — Aus dem kirchlichen Leben Berlins: 3. Die Thätigkeit der Synoden; — The Christian. Roman von Hall Caine — Verschiedenes: Kiautschou-Mission; Weib und Mann — Quittung — Anzeigen

Weshalb die Christen Christen sind

1. Einleitung

Es ist eine unter Theologen viel erörterte Frage, wie ein Mensch seines Glaubens gewiß, d. h. im Vollsinne ein Christ wird. Diese Fragestellung ist ein Erbgut protestantischer Theologie, denn es ist die Grundfrage der Reformation. Sie ist auch für Alle, denen die Predigt des Evangeliums in der Gegenwart berufsmäßig obliegt, von großer Bedeutung. Denn was wir Prediger gerne wollen, das ist doch eben dies, Andre ihres Glaubens froh, des Gottes, der in Christo war, gewiß zu machen, oder bescheidner und treffender ausgedrückt, ihnen wenigstens zu sagen und zu helfen, wie sie solche selbständige freie Christenmenschen werden können.

Aber ob diese Frage wirklich so oft, wie Manche denken, auch die Seelen der schlichten Christen in der Gemeinde bewegt? Ob sie wirklich häufiger sich gedrungen fühlen, ihr persönliches Christsein kritisch zu untersuchen? Ja ob es eine richtige psychologische Beobachtung ist, daß Trübsal und Anfechtung gerade den Zweifel an der Tragfähigkeit des Glaubensgrundes wecken? Ich meine, die Frage ist eine rechte Theologenfrage, sie ist herausgeboren aus der Bedrängnis, in die die wissenschaftliche Behauptung und Rechtfertigung des christlichen Glaubens durch Naturforschung und Geschichte geraten ist. Es ist also eine Frage, an der der theoretische Zweifel einen großen Anteil hat. Damit will ich sie nicht entwerten. Wer die Not solchen Suchens erfahren hat, wird zeitlebens Jedem dankbar bleiben, der ihm dabei geraten und einen haltbaren Grund gewiesen hat, — selbst wenn er später vielleicht einsehen muß, daß dieser letzte Grund auch nicht unantastbar ist. Aber einschränken möchte ich den Geltungsbereich dieser Frage. Das empfinde ich als Härte, wenn man von Allen verlangen wollte, sich diese Frage zu stellen, und glaubt, ihnen sonst ein selbständiges, eigentümliches Christentum absprechen zu dürfen. Luther ist zu groß, als daß man ihn und seine Glaubensentwicklung für die Masse der Christen zum Modell verwenden dürfte. Sein christliches Leben ist freilich wohl entsprungen aus dem Zweifel, ob er ein Christ sei und glauben dürfe. Aber sollten wir daraus denen einen Vorwurf machen wollen, die nie in solche Erschütterung geführt sind, die es zeitlebens als etwas Gegebnes und Natürliches ansehen zu glauben, sollten wir gar nach Art der Methodisten darauf drängen, daß ihnen ihr Christsein zur Frage werde, und die Entscheidung darüber von einem einzelnen innern Erlebnis abhängig erklären? In der Kirche des kleinen Katechismus haben wir dazu kein Recht, denn wir wissen daraus, daß alle Getauften sich als Christen wissen dürfen, weil sie dadurch vollen Anteil an allen Gütern und Gaben Christi haben.

Unser Zeitalter ist — hat einmal Jemand gesagt — viel weniger geneigt, die Dinge nach dem ursächlichen Zusammenhange als nach ihrer Zweckbedeutung zu untersuchen. Das gilt auch, wie mir scheint, vom Christentum. Das wirklich rege Interesse haftet nicht daran, wie es entsteht und wodurch der Glaube zustande kommt. Reflektiren denn die Menschen viel darüber, welches der Grund der Vaterlandsliebe, der Elternliebe, der Königstreue ist? Es gab eine Zeit, wo diese Fragen recht breit behandelt wurden, es war die des Rationalismus. Aber heute achtet Jedermann derartige Erörterungen gering. Wir ehren in diesen Gesinnungen geschichtliche Kräfte. Kann man sie nicht erklären, so kann man sie doch auch nicht leugnen. Wir geben uns ihnen hin ohne den Zwang eines Grundes, in voller Freiheit, weil unser Leben dadurch einen Inhalt an Gütern erhält, weil wir in ihnen unsre Kräfte bethätigen und unsre Persönlichkeit zu einem Wert erheben können, von dem wir nicht lassen wollen. Was so viele unsrer Zeitgenossen der Religion, dem Christentum entfremdet, das ist nicht die Erschütterung des geschichtlichen Glaubensgrundes durch die Wissenschaft, sondern daß ihnen der Wert des Christentums für ihr persönliches Leben undeutlich und unsicher geworden ist.

Deshalb werfen wir die Frage auf, weshalb die Christen Christen sind. Wir wollen untersuchen, welches die eigentümlichen Güter und Gaben sind, die Christen durch ihre Religion empfangen zu haben behaupten.

Aber diese Frage ist auch nicht so aus dem Handgelenk oder aus bloßer philosophischer Reflexion zu beantworten. Es ist etwas Andres, was für ein Heilsgut uns Christus hat schenken wollen, als was seine Jünger und Anhänger von ihm empfangen zu haben aussagen. Wir sind für die Antwort darauf an die Geschichte verwiesen. Wir müssen bei den Menschen, die Christen waren, anklopfen und uns von ihnen sagen lassen, worin ihnen der Wert ihrer Religion bestand. Auf den ersten Blick wird da deutlich, daß eine einheitliche Antwort nicht zu erlangen sein dürfte. Die Apologeten des zweiten Jahrhunderts waren Christen, weil sie bei Christus Unsterblichkeit und Aufklärung suchten. Die großen Väter des Morgenlandes begehrten Vergottung ihrer menschlichen Natur, Abstreifung all der Endlichkeit und Beschränktheit, die Erdgebornen anhaftet. Augustin hat nach einer festen Autorität ausgeschaut, an die gebunden die Seele Ruhe fände. Die Mystiker wünschten sich Stunden süßen Genusses der Jesusliebe. Vater Luther wollte nichts, als Vergebung der Sünden, denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Gerade die Wandlungen in der Auffassung des Heilsgutes machen die Epochen der Geschichte des christlichen Glaubens aus. Worin aber alle diese Zeugen eins sind, das ist, daß Jeder rühmt, Christus habe seine Sehnsucht gestillt, ihm gegeben, was ihm als höchstes Gut vorschwebte. Ist das nicht eine merkwürdige Beobachtung?

Aber dasselbe, was uns das Nacheinander der Geschichte zeigt, läßt uns auch das Nebeneinander in der Gemeinde der Gegenwart sehen. Darauf richten wir nun unser Augenmerk. Wir wollen vor verschiednen Menschen, aus deren Leben uns der Geist Christi anschaut, stille halten und uns von ihnen sagen lassen, weshalb sie Christen gewesen sind. Nicht um über sie zu Gericht zu sitzen, ob sie das rechte Verständnis des Heils

erfaßt haben. Sondern um des unermeßlichen Reichtums der Offenbarung Gottes und des unerschöpflichen Wertes Jesu Christi für das menschliche Leben froh zu werden.

Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist. Und es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket Alles in Allem (1. Kor. 12, 4—6).

E Foerster

Gladstone

Wir haben kein Recht, um den Greis, der in diesen Frühlingstagen in Hawarden Castle eingeschlafen ist, zu trauern. Dies Recht steht allein dem Volke zu, das jetzt in seinem grand old man ein Stück nationaler Pracht in die Vergangenheit rücken soll. Aber William Ewart Gladstone, der Mann ohne Titel, gehört nicht bloß seinem Volke; die Christenheit weiß, daß er der Ihre war mit Herz und Willen. Sie kann nicht trauern, weil hier nichts zu trauern ist. Der Dank ist stärker.

Wir Lebenden haben immer Grund zu danken, wenn wir das Sterben eines gläubigen Christen miterleben dürfen. Wenn aber Millionen, Christen und Nicht-Christen, zusehen dürfen, wie ein Christ, nicht mit der philosophischen Gelassenheit des klassischen Weisen, sondern mit Loben und Danken seinem Tode entgegengeht, dann freut sich die Christenheit. Denn dann darf sie schweigen, und Gott übernimmt selbst das Zeugnis.

Und wir haben immer Grund zu danken, wenn wir von einem Großen dieser Welt sagen dürfen: er schämte sich des Evangeliums von Jesus Christus nicht. Wir dürfen es von Gladstone sagen, und er hat nicht erst auf seinem letzten Lager die Kraft erfahren dürfen, die darin liegt. Und nie ist für uns die schlichte Ehrfurcht vor dem Höchsten schöner, als an einem Manne, zu dem wir selbst mit Staunen emporsehen. In Einem Punkte hat er Unzählige beschämt: er hat, auch wenn er „keine Zeit" hatte, immer Zeit gefunden oder geschafft, den Sonntag mit der Gemeinde zu feiern. Viele Jahre lang hat er es sich nicht nehmen lassen, in Hawarden, wo einer seiner Söhne Pfarrer ist, im Gottesdienst die biblischen Lektionen zu lesen, und selbst in seiner arbeitsreichsten Zeit hat er es oft möglich zu machen gewußt, sich fortzustehlen, um dem Morgengottesdienste beizuwohnen. Ein lebendiges Beispiel für das englische Sprichwort: Where there is a will, there is a way!

Ueberhaupt war sein Christentum nie anders als kirchlich. Religiöses und kirchliches, d. h. anglikanisches Interesse gehörten ihm zusammen. Darin lag Kraft und Schwäche seiner Kirchenpolitik. Kirchlicher Theologie galten auch die Studien seiner letzten Lebensjahre. Von der historisch-kritischen Arbeit der Theologie hat er sich mit kluger Absichtlichkeit ferngehalten, und das „Wenn" interessirt uns in diesem Falle wenig.

Um so mehr an einer andern Stelle.

Ganz läßt sich dies in der Geschichtsbetrachtung so verpönte Wort nicht aus Gladstones Lebensgeschichte bannen. Für den englischen Kirchenhistoriker wenigstens wird es immer eine Versuchung bleiben. Wenn man nämlich in seine Oxforder Studentenzeit zurückgeht und von dort aus die Möglichkeit einer geradlinigen Entwicklung auszudenken versucht. Manning, der spätere Kardinal, und Gladstone waren Studiengenossen. In Manning sah Jedermann den künftigen Staatsmann, in Gladstone den Kirchenfürsten und Theologen. Da lagen auch ihre ausgesprochnen Neigungen. Sie haben nachher zu allgemeiner Verwunderung die Rollen getauscht. Gladstone opferte seinen lebhaften Wunsch, in den Dienst der Kirche zu treten, dem Willen des Vaters. Und hier eben erhebt sich die Frage: Welche Wirkungen würde es gehabt haben, wenn dieser junge Mann mit seinem erstaunlichen Reichtum an Geisteskräften, mit seiner Begeisterung und Redegabe und — nicht zum wenigsten — mit seinem Pectus den Einfluß auf kirchlich-theologischem Gebiete entfaltet hätte, den er auf die Gestaltung des politischen Englands gehabt hat! Wie er sich politisch aus einem Tory zum unbedingten Führer aller, die den gesunden Fortschritt wollen, entwickelt hat, und zwar aus Gehorsam gegen sein Gewissen

und das lebendige Gefühl für Gerechtigkeit, so hätte er wohl ohne Zweifel, wäre seine Riesenkraft und glänzende Begabung ausschließlich der Kirche und Theologie zu gute gekommen, die anglikanische Kirche auf eine Höhe zu führen vermocht, für die sie eben damals — noch nicht reif war und offenbar auch jetzt noch nicht ist. Es ist ein eigentümlicher Wechsel, von dieser Wenn-Perspektive aus in die geschichtliche Wirklichkeit zurückzukehren und zu sehen, wie diese große traditionelle Macht, der Anglikanismus, die er — menschlich geredet — wohl hätte umformen können, statt dessen ihn auf ihrer ruhigen Flut sicher dahingetragen hat, damit er, in diesem Punkte ungestört, mit ungeteilter Kraft seine bewegten Kämpfe für die gesunde Entwicklung des Knaben Demokratie ausfechten könnte, der, wenn er reif und stark geworden ist, dann von selber die Reform des Staatskirchentums in die Hand nehmen wird.

Wir dürfen aber über Eventualitäten und Zukunftsblicken die Wirklichkeit nicht verlieren. Offenbar war es für uns zunächst wichtiger, diesen Staatsmann zu erleben, dessen persönliches Leben eine eindringliche Verkündigung davon ist, daß das Christentum nicht bloß die Religion der Schwachen oder gar Schwächlinge ist, sondern daß es auch die Stärke der Starken ist. Der Charakter dieses Mannes soll mithelfen, unserm Zeitalter religiös blasirter parlamentarischer Mollusken die große Wahrheit beizubringen, daß es ohne Charakter keine gesunde Politik und ohne kräftiges religiöses Leben keine gesunden Charaktere giebt.

Eine allseitige Würdigung dieses reichen Menschenlebens wird Niemand an dieser Stelle erwarten. Vor allem nicht eine Würdigung seiner Politik. Aber das Eine darf doch auch in diesem kurzen Erinnerungsblatte nicht unerwähnt bleiben, daß er als Staatsmann und Politiker unermüdlich den Satz zu vertreten versucht hat, daß der Staat ein Gewissen haben müsse. Das kann nur einer fordern, der ein lebhaftes Gefühl dafür hat, daß vor allem jeder Staatsmann ein lebendiges Gewissen haben muß. Wie weit Gladstone sein Ideal erreicht hat, das ist eben eine „Gewissensfrage." Wir möchten z. B. seinen Anteil an der Verantwortung für den Krimkrieg, jenes „nationale Verbrechen," nicht auf uns nehmen. Aber er ist seinem Ideal bis zuletzt treu geblieben. Wäre es ihm nicht Ernst damit gewesen, er hätte schwerlich noch mit siebenundachtzig Jahren seinen Vorsatz, bis an sein Ende in der Stille des Privatlebens zu bleiben, über den Haufen geworfen, um mit mannhafter Entrüstung zu seinem Volke für „das blutende Armenien" gegen „den großen Mörder in Konstantinopel" zu reden und an das Gewissen der europäischen Mächte zu appelliren, die man früher einmal „christlich" genannt hat, die sich aber von diesem Verdachte gründlich gereinigt haben. Armenien hat ein Recht, zu trauern, denn in Gladstone lebte das Gewissen Englands in der armenischen Frage.

Gladstone war kein Heiliger, aber er wollte ein Christ sein. Das verbindet ihn aufs engste mit Allen, die auch gern Christen sein möchten. Vergessen wir nur nicht, wie viel saurer es ihm gemacht war als uns. Denn „er hatte viele Güter," und die riesige Fülle von Geisteskraft führte ihn nicht ohne weiteres in die Reihen der „geistlich Armen." Und sein Beruf? Wenn Politik überhaupt in dem schlimmen Rufe steht, daß sie den Charakter verdirbt — wie schwer mußte es sein, in einem Leben, das vom zweiundzwanzigsten bis zum fünfundachtzigsten Jahre der Politik gehörte, das christliche Lebensideal über Wasser zu halten. Wie weit es Gladstone gelungen ist, darüber giebt er einem Höhern Rechenschaft. Aber „nicht, was einer ist, sondern was er will, wonach er strebt, das ist das Beste an ihm." In magnis voluisse sat est!

Paul Jaeger

Savonarola

Im Kloster San Marco zu Florenz hängt ein von unbekannter Hand gemaltes Bild. Es stellt die Hinrichtung Savonarolas und seiner beiden Genossen dar. Aus den zün-

gelnden Flammen des Scheiterhaufens ragt der Pfahl hervor, an dessen Querbalken die drei Leichname hängen. Im Hintergrunde, düster, der Palast der Signoria. Es war am 23. Mai 1498.

Wir Protestanten sind gewohnt, in Savonarola einen Wegbereiter unsrer Reformation zu sehen. Ihren klassischen Ausdruck fand diese Vorstellung, als unter die Geisteshelden, die Luthers Standbild auf dem Wormser Denkmal einrahmen, Savonarola aufgenommen wurde. Seitdem weiß jedes Kind, daß der florentinische Predigermönch zu Luthers Vorläufern gehört.

In direktem Gegensatz dazu stehen die Bemühungen gewisser katholischer Kreise, die sich angesichts des diesjährigen Erinnerungstages besonders lebhaft geltend machten, die Heiligsprechung Savonarolas zu erwirken. Soll doch bereits Papst Julius II. die Absicht gehegt haben, ihn zu kanonisiren, und manche Forscher sind der Meinung, der Papst habe den Befehl gegeben, daß Savonarola auf Rafaels Disputa verewigt werde. Aber wie jene Nachricht schlecht beglaubigt, so ist auch die Deutung des hinter Dante auf dem berühmten Bilde hervorragenden Kopfes auf Savonarola sehr unsicher, da das Gesicht keine Aehnlichkeit mit dem Porträt von Fra Bartolommeo oder andern zu zeigen scheint. Italienische Dominikaner sind neuerdings auf das eifrigste bemüht, den Nachweis zu erbringen, daß der Frate „heiligmäßig“ gewesen sei, und der Professor der Dogmatik am erzbischöflichen Seminar zu Florenz, der Dominikaner Lodovico Ferretti, schrieb vor kurzem:

> Das vierte Zentenarium des Todes Savonarolas nähert sich mit großen Schritten. Vielleicht könnte man meinen, es sei nicht opportun, daß von den Katholiken ein solches Zentenarium gefeiert werde angesichts der verschiednen Urteile, die über diesen Mann ausgesprochen worden sind; aber kann man hoffen, daß es unbemerkt vorübergehen werde? Wenn es von irgend Jemand gefeiert werden muß, fällt dann diese Aufgabe vielleicht den Ketzern zu, die Savonarola an dem Wormser Lutherdenkmal anbrachten, fällt sie den Feinden der römischen Kirche zu, die gegen sie die Fahne des Aufruhrs aufpflanzen, indem sie sich widerrechtlich den Namen Savonarolas anmaßen, oder den Katholiken, die mit Filippo Neri ihn verehren, mit Michelangelo auf ihn horchen, mit Rafael ihn durch göttliche Kunst abbilden?

Wer hat Recht? Uns dünkt, die Auffassung des Dominikaners sei unschwer zu widerlegen. Der Mann, den Alexander VI. wegen hartnäckiger Verstocktheit und fortgesetzten Ungehorsams exkommunizirte, der diesen Spruch nicht anerkannte, sondern als Gebannter die Messe las und sich somit vom katholischen Standpunkte des schwersten Sakrilegs schuldig gemacht hat, der muß wohl dem nicht entsprochen haben, was die katholische Kirche unter einem Heiligen versteht. Alle Künste der Apologetik, die darauf abzielen, den Spruch des Papstes als unberechtigt, weil auf falsch erfundnen Anklagen beruhend, hinzustellen, vermögen die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß Savonarola dem rechtmäßigen und auch von ihm anerkannten Herrn der Kirche den schuldigen Gehorsam nicht erwiesen hat, daß er gestorben ist im Bann der Kirche.

Aber Luther hat gesagt: „Christus kanonisirt ihn durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten mit einander zerbersten.“ In diesem kräftigen Wort kommt eine ganz andre Ansicht zum Ausdruck, mit der sich auseinanderzusetzen der Mühe wohl verlohnt. Wer war Savonarola?

Savonarola war einer jener zahlreichen Bußprediger aus den Bettelorden, die im fünfzehnten Jahrhundert je und je das italienische Volk zur Selbstbesinnung aufgerufen haben. Die anfangs kleine Gemeinde, die sich unter seiner Kanzel versammelte, erbaute sich nicht an wohlgesetzter Rede, sie stand vielmehr unter dem Bann einer einzigartigen Persönlichkeit, deren gewaltiger Feuergeist seinen Zauber immer größern Kreisen mitzuteilen vermochte. Die Folie seiner Wirksamkeit bildet das leichtfertige und genußsüchtige, wenn auch geistreiche und kunstsinnige Leben und Treiben am Hofe Lorenzos von Medici und in der vornehmen florentinischen Gesellschaft, darüber hinaus die Verderbtheit der römischen Kirche in ihrem Haupte, Papst Alexander VI., dem Borja, der unwürdig den Statthalter Christi auf Erden spielte. Savonarola wußte sich als Propheten: er sah im Geiste die Kirche erneuert, in dem König, der von Frankreich her über die Alpen heranzog, erkannte er das Werkzeug Gottes. Aber er fühlte sich auch berufen, nicht nur zu predigen und aufzurufen, sondern selbst Hand anzulegen an das große Werk der

Besserung der Kirche und, von leidenschaftlichem Hasse gegen die Tyrannei der Medici erfüllt, dem florentinischen Volke die Freiheit wiederzugeben, in der es allein Jesus Christus, dem Könige, dienen sollte. Eine bekannte Erzählung berichtet: Als Lorenzo auf dem Sterbebette lag, beschied er den Prior des Dominikanerklosters zu sich, um ihm zu beichten. Savonarola sprach: Drei Dinge thun Euch not, zum ersten: wahres und lebendiges Vertrauen auf die göttliche Gnade. Darauf der Kranke: Ich bin davon durchdrungen. Zum andern müßt Ihr zurückerstatten, was Ihr widerrechtlich Euch zugeeignet, Euren Söhnen die Widererstattung zur Pflicht machen. Lorenzo besann sich einen Augenblick, dann bejahte er, mit dem Kopfe nickend. Das Letzte ist, Ihr müßt das Volk von Florenz wiedereinsetzen in seine Freiheit. Der Kranke wandte sich ab und antwortete nicht; Savonarola aber ging, ohne ihn zu absolviren. Die Geschichte ist, man darf wohl sagen, sicher nicht wahr; aber wie sie die Tradition wiedergiebt, die bei seinen Zeitgenossen in Geltung stand, so zeigt sie auch besser als die längste Darlegung, was Savonarola wollte, und welcher Geist ihn beseelte.

Wahres und lebendiges Vertrauen auf die göttliche Gnade, das ist der Grund, auf dem Savonarolas ganzes Wesen sich erbaut. Als Luther die Psalmenauslegung des Dominikaners herausgab, schickte er seiner Arbeit eine Vorrede voraus. Darin stehen die Worte:

> Das ist ein Exempel der evangelischen Lehre und der christlichen Frömmigkeit. Denn hier siehst du ihn einhertreten nicht als einen Predigermönch im Vertrauen auf sein Gelübde, Ordensregel, Mönchskutte, Messen und die guten Werke seines Ordens, sondern im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit als einen gemeinen Christen.

In der That durchweht diese Auslegung echter evangelischer Geist; aber damit ist nicht gesagt, daß Savonarola über das hinausgegangen wäre, was in den edelsten Vertretern des Katholizismus immer lebendig gewesen ist. In seinen Predigten hat er, wie Hase sagt, „aus dem Brunnen der heiligen Schrift und des menschlichen Herzens geschöpft,“ und er war sich bewußt, welche Gewalt über seine Hörer er gerade dann übte, wenn er auf die Schrift zurückging:

> Wenn ich predigte von den spitzfindigen Lehren menschlicher Weisheit, bemerkte ich Ungeduld, nicht nur auf den Gesichtern der ungebildeten, sondern auch der geübtern Zuhörer. So oft ich mich aber zur Majestät der heiligen Schrift hinwandte, indem ich entweder ihren mancherlei Verstand erklärte oder ihre Geschichte erzählte, waren alle Gesichter mit wunderbarer Aufmerksamkeit wie Bildsäulen auf mich gerichtet.

Dennoch, in diesen Predigten steht kein Wort, das uns berechtigen würde, Savonarola als einen Vorläufer oder Geistesverwandten Luthers zu bezeichnen. Manch scharfes Wort gegen die verrotteten Zustände in der Kirche hat auch er gesprochen, aber nie hat er daran gedacht, mit der Kirche als Heilsanstalt oder ihren geheiligten Institutionen zu brechen. Wenn er Widerspruch erhob gegen den Bannspruch des Papstes, so geschah es nicht, weil er sich im Widerspruch gegen die päpstliche Autorität als solche fühlte; er war ungehorsam, aber er blieb der Untergebne. Luther ringt in seiner Zelle, und sein geängstetes christliches Gewissen findet nicht eher Ruhe, als bis das Wort: ich glaube eine Vergebung der Sünden, so mächtig in ihm wird, daß alle Fesseln, die ihn gehalten haben, wie mit einem Schlage abfallen und von nun an in seiner freigewordnen Brust nur das eine Wort Widerhall findet: Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Nie hat Savonarola Aehnliches empfunden: demütig empfing er die Absolution, bevor er den Todesgang antrat, als ein treuer Sohn seiner Kirche; keine Ahnung ist dem Propheten aufgestiegen, daß man an der Binde- und Lösegewalt dieser Kirche zweifeln, daß man sie bestreiten, sie vernichten könne. Die Schriften von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche und von der Freiheit eines Christenmenschen würde auch er als ketzerisch verworfen haben.

Vollends seine Reformbestrebungen sind denen Luthers völlig ungleichartig, ja entgegengesetzt. Vergegenwärtigen wir uns die Szenen, die sich 1496 und 1497 in Florenz abgespielt haben. Die Medici sind vertrieben, Jesus Christus zum König und Oberhaupt des Volkes von Florenz feierlich ausgerufen. Der harte, asketische Dominikanermönch führt eine Reaktion

gegen das lebensfreudige Medicäertum herauf, wie sie gründlicher und fanatischer nicht gedacht werden kann. Tausend und mehr Kinder ziehen von Haus zu Haus und fordern ein, was nur irgend an die Welt, ihre Lust und ihre Eitelkeiten erinnert. Da bringen sie Würfel und Karten, falsche Haare und Masken, Flöten und Geigen, kostbares Hausgerät und modische Kleider, Goldringe und Spangen herbei; da schleppen sie die ernsten Werke der Klassiker und die lockere Litteratur der Renaissance, die wertvollsten Kunstwerke und die schönsten Gemälde, auf denen das lockere Treiben der üppigen Florentiner verherrlicht wird, zusammen. Und das Alles wird aufgetürmt zu hoher Pyramide; zur Feier des Karnevals verwandelt man all diese Herrlichkeit der Welt in Rauch und Asche. Den furchtbaren Ernst, der den Führer beseelte, wird die johlende Menge, die den Scheiterhaufen umstand oder den Brand schürte, schwerlich begriffen oder gar mitempfunden haben. Er aber glaubte die Herrschaft des Gottesreiches auf Erden zu gründen; seine weltverneinenden Gedanken wollte er in die Formen der Weltbeherrschung kleiden. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ So dachte Savonarola nicht: der Mann, der in den Flammen des Scheiterhaufens zu Asche verbrannt wurde, hat wenige Monate vorher es zugelassen, daß fünf angesehene florentinische Bürger der medicäischen Partei als Hochverräter durch den Henker zum Tode gebracht wurden. Er hätte sie retten können. Wie völlig steht, was er gewollt und wie er es ausgeführt hat, im Gegensatz zu dem Reformprogramm, das Luther dem christlichen Adel deutscher Nation auf das Gewissen gebunden hat.

Und dennoch hat Luther sich ihm verwandt gefühlt? Gewiß, wie er überall sich innerlich berührt fand, wo im Gegensatz zur Werkgerechtigkeit und Menschenvergötterung der Zeit sich wahre Frömmigkeit und starkes Gottvertrauen regte. Das religiöse Pathos in Savonarola hat es ihm angethan. Und das bewegt uns bis zum heutigen Tag, wie überzeugend auch die Erkenntnis sich uns aufdrängt, daß dieser Mann „kein Vorläufer, sondern ein Spätling“ war: „ein Geistesverwandter,“ wie Heyck ihn richtig charakterisirt, „der Männer von Cluny und der Heiligen von Clairvaux und Assisi, ein in seinem ehrlichen Fanatismus gewaltiger und hinreißender Reaktionär des konsequenten Mittelalters, eine Gestalt, die berufen gewesen wäre, an der Seite eines Gregor VII. die Unterjochung der Nationen unter die Askese und Weltverneinung des cluniacensischen Ideals zu vollenden.“

In den jüngsten Erörterungen über Savonarola ist auch die Meinung laut geworden, der psychische Prozeß, der den unglücklichen Mönch von San Marco zu jenem Stadium der Entwicklung geführt habe, das in dem Verlangen des Gottesurteils gipfelt und mit der Hinrichtung seinen Abschluß erreicht, dieser Prozeß sei nur pathologisch zu verstehen. Das ist frivol geurteilt, und wer so denkt, der mag sich in Acht nehmen, daß nicht seine Hand auch einmal rühre an die Kronen der Größten in der Weltgeschichte. Zu ihnen gehört Savonarola nicht. Versenkt man sich in sein Bild: die niedere Stirn, die brennenden Augen, die starkgebogne Nase, die hohlen, knochigen Wangen, die vollen Lippen, das Alles erhebt nicht, eher drückt es nieder. Dann aber erinnern wir uns, daß Fra Bartolommeo nach dem Tode des Freundes um dieses Bild einen goldnen Streifen zog, wir denken an Luthers Worte und urteilen: so gut wie Hus und Wiclif, wie Hutten und Erasmus hat auch der Mann seinen Platz am Lutherdenkmal, der gesagt hat: „Einem Befehl, der der christlichen Liebe und dem Gesetz des Herrn widerspricht, darf man nicht gehorchen; denn dann vertreten unsre Obern nicht mehr die Stelle Gottes.“ Krüger

---

Hypnotismus und Verbrechertum

Psychologische Studie aus der Lehre von der Suggestion

4

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die sogenannten „lenkbaren Naturen.“ Wir verstehen unter ihnen durchaus gesunde Menschen, vielleicht mit etwas neurasthenischer Anlage, denen aber die echte Willensenergie fehlt, und die in einem gewissen Grade von Passivität sich glücklich fühlen. Solche Menschen greifen Alles mit Energie auf, was von Leuten herstammt, die durch die Art ihres Auftretens oder durch ihre äußern Erfolge der Welt imponiren; eine eigne Schaffenskraft fehlt ihnen völlig. Sie werden nur gar zu leicht die Opfer einer Suggestion. In der medizinischen Litteratur, insbesondre in den Erfahrungen der Nervenkrankheiten ist es sattsam bekannt, daß solche Leute zu den schlimmsten Thaten gebracht werden können. So lehrt die Statistik der Selbstmorde in den Nervenheilanstalten, daß oft genug ein kleines Moment den Menschen zum Selbstmord bringt. Der Selbstmord eines Menschen treibt einen andern nicht selten ebenfalls zum Morde, ohne daß dieser sich über die Motive zu seiner That völlig klar wird. Gewiß können wir nicht den bestimmten Beweis liefern, daß Letzterer den Selbstmord nicht begangen haben würde, wenn Jener nicht zuerst Selbstmord verübt hätte. Aber wie jede kleine Handlung des Ersten deutlichen Einfluß auf die Handlungen des Andern ausübte, so ist mit Wahrscheinlichkeit auch in dem Selbstmord des Ersten ein nicht zu unterschätzendes Moment für den Selbstmord des Zweiten zu erblicken. Es handelt sich selbstverständlich nur um Beispiele. Ich sage nicht, jeder Selbstmord beruht auf dem Nachahmungstrieb, auf Suggestion. Das hieße ja völlig die Psychologie über den Haufen werfen. Ich betone nur: die Erfahrung lehrt, wie gewaltig der Einfluß eines Menschen auf den andern wirken kann, sobald dieser Andre eine leicht suggestible Person ist.

Ich glaubte, bei der Erörterung der Frage nach dem Verhältnis der Suggestion zu dem Verbrechertum auch diese Thatsachen nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Suggestion kann, wie wir mannigfach gesehen haben, zum Verbrechen oder zum Vergehen führen. Ich will damit nicht alle Schuld von Menschen, die auf diese Weise zum Verbrechen oder zum Vergehen gebracht werden, hinwegnehmen, ich will nur die Aufmerksamkeit auf eine Art von Psychologie des Verbrechers lenken, die uns nicht ohne weiteres jedes unmoralische Handeln des Menschen mit schärfsten Worten verdammen, sondern oft genug Punkte sehen läßt, die das Handeln des Menschen in Bezug auf seine moralische Beurteilung in einem mildern Lichte zeigen.

Und nun, nachdem wir uns des längern mit der „Suggestion im Wachen“ in spezieller und allgemeiner Beziehung beschäftigt haben, zur posthypnotischen Suggestion zurück, zur Frage des Verhältnisses von Hypnotismus und Verbrechertum auf Grund einer in Hypnose gegebnen Suggestion.

5

Die Frage nach der Möglichkeit der Verursachung von Verbrechen durch Suggestion, und zwar durch posthypnotische Suggestion, wird verschieden beantwortet. Bernheim, Liébault, Liégeois, Béaunis — Liégeois ist Professor der Rechtswissenschaft in Nancy, die drei Anderen sind Professoren der Medizin — erklären, daß gewisse Somnambulen unter dem Einfluß der Suggestion während des Schlafes oder nach dem Erwachen einen ihnen erteilten Befehl folgsam ausführen können; nach der Ansicht dieser sogenannten „Schule von Nancy“ kann man sie in Diebe, Fälscher und Mörder verwandeln. Liégeois hat in einem Aufsatze, der das größte Aufsehen erregt hat, die Beziehungen der Suggestion zum Straf- und Zivilrecht mit besondrer Sorgfalt studirt. Nach einer großen Zahl von Versuchen kommt er zu dem Schlusse, daß es möglich sei, Verbrechen zu suggeriren, die die betreffenden Personen vollziehen, ohne das wirkliche Motiv, das ihre Hand gelenkt hat, zu erkennen. Ich zitire aus Liégeois:

Ich muß mich anklagen, daß ich einen Anschlag auf das Leben meines Freundes P., eines frühern Staatsbeamten, angestiftet habe, und zwar, was die Sache noch erschwert, in Gegenwart der obersten richterlichen Behörde von Nancy.

Ich hatte mich mit einem Revolver und mehreren Patronen bewaffnet. Um die Person, die ich mir unter den fünf oder sechs, gerade bei Herrn Liébault anwesenden Somnambulen für den Versuch auswählte, zu überzeugen, daß es sich hier nicht um einen bloßen Scherz handle, lud ich einen der Läufe und feuerte die Waffe in den Garten ab. Ich zeigte darauf den Anwesenden eine Scheibe, die von der Kugel durchbohrt worden war.

In weniger als einer Viertelstunde hatte ich der Frau G die Vorstellung suggerirt, Herrn P mit der Pistole zu erschießen. In rücksichtslosem Gehorsam und völliger Selbstvergessenheit geht sie auf Herrn P. los und drückt den Schuß ab.

Sie wird sofort vom Richter einem Verhör unterzogen und gesteht ihr Verbrechen mit großer Ruhe ein. Sie hat den P getötet, weil sie ihn nicht leiden konnte. Man solle sie verhaften, sie wisse wohl, was ihr bevorstehe. Wenn man ihr das Leben aburteile, werde sie in die andre Welt eingehen wie ihr Opfer, das sie in seinem Blute gebadet zu ihren Füßen sehe. Man fragt sie, ob ich ihr nicht vielleicht die Idee des Mordes, den sie verübt, eingegeben habe. Sie behauptet: Nein; sie hat sich aus eignem Antriebe dazu entschlossen, sie ist allein die Schuldige.

Dieser unter vielen andern von Professor Liégeois mitgeteilte Versuch scheint allerdings jeden Zweifel an der Möglichkeit des Verbrechens durch Suggestion zu beseitigen. Demgegenüber aber erhebt die sogenannte „Schule von Paris" mit Charcot, Brouardel, Gilles la Tourette u. A. ihre Stimme gegen die Möglichkeit des Verbrechens auf Grund von Suggestion.

Man behauptet, die Somnambulen führen die Suggestionen nach ihrem persönlichen Willen aus. Ist ihnen die Suggestion angenehm, so wird sie ausgeführt, ist sie es nicht, dann bleibt die Erfüllung aus. Eine Frau wird ihre Ehre nur dann hingeben, wenn ihr sittliches Gefühl von Natur aus schwach ist und keinen wirklichen Widerstand leisten will. Man kann mit Bernheim gewissermaßen von „Laboratoriumsexperimenten" reden. So giebt man beispielsweise einem jungen Mädchen ein fiktives Gift, das sie in ein Glas schüttet und ihrer Mutter zu trinken giebt. Sie gehorcht, da sie weiß, daß es ein Versuch ist, den man mit ihr anstellt, und daß man nicht beabsichtigt, ihre Mutter zu vergiften. Das Medium ist gewissermaßen nur ein Schauspieler, der z. B. auf der Bühne seinem Gegner einen Dolch ins Herz stößt, dessen metallener Bestandteil aber zurückschlüpft, sobald er die Brust des Gegners berührt.

6

Unzweifelhaft trifft diese Anschauung bei einer Reihe von Somnambulen zu. Die Schule von Nancy weist auf eine Parallele hin mit dem natürlichen Traum. Oft genug wissen wir selbst, daß wir träumen, oder wir träumen auf passive Weise. Unser früheres Bewußtsein besteht neben dem neuen fort. Man erlebt im Traume oft die schauerlichsten Dinge, das eigne Leben ist im höchsten Grade gefährdet, oder es bangt uns um das Leben unsrer Angehörigen, und doch regen wir uns nicht in entsprechendem Maße auf, der Herzschlag wird nicht schneller, die Atmung nicht beschleunigt. So wacht gleichsam der frühere Bewußtseinszustand neben dem neuen Dämmerbewußtsein. Unsre Sinne werden in einem neuen Bewußtsein angeregt, aber die Halluzination dringt nicht zu unserm moralischen Wesen durch, man handelt ohne Leidenschaft. Die Erfahrung lehrt, daß eine Reihe von Hypnotisirten überhaupt jeder Art von Suggestion, insbesondre von posthypnotischer Suggestion, widersteht. Namentlich aber wird die Suggestion einer verbrecherischen Handlung durchaus nicht immer auf fruchtbaren Boden fallen. Bernheim regt den Gedanken an, daß man die angeborne oder durch Erziehung erworbne Sittlichkeit einer Person gewissermaßen als Suggestion auffassen könne, die in dem Bewußtsein des Menschen Wurzel fasse. Sie sei imstande, allen entgegengesetzten Suggestionen siegreich entgegenzutreten. Auf Grund dieser Auffassung wäre demnach die Sittlichkeit der Person allein der Maßstab für das mehr oder weniger präzise Gelingen eines posthypnotischen Suggestionsversuches.

7

Diese Thatsachen würden ohne Zweifel die Frage zu Gunsten der Pariser Schule entscheiden. Indes machen es die Experimente Bernheims doch höchst wahrscheinlich, wenn nicht gar sicher, daß nicht alle Somnambulen nur wie Schauspieler die ihnen angenehme Suggestion erfüllen. Es giebt solche, die keinerlei Widerstandsfähigkeit besitzen und in ihrer Rolle identifizirt aufgehen. Das echte Bewußtsein wird bei ihnen vom Dämmerbewußtsein überwältigt, und ein Verbrechen ist auch gegen ihren Willen möglich. Bernheim zieht wiederum eine Parallele mit dem natürlichen Schlaf:

Wenn gewisse Träume nur mit angesehen werden und nicht durcherlebt, wenn sie, wie ich schon erklärt habe, nicht zu unserm Gefühlsleben durchdringen können, wenn bei ihnen das Gefühl unsrer Identität den halluzinatorischen Vorgang überragt, so giebt es dafür andre Träume, in denen wir uns mit Leib und Seele als die Persönlichkeit fühlen, die die Phantasie uns suggerirt. Wir fallen in einen Abgrund. Ein Löwe stürzt sich auf uns. Wir sind erschreckt, der Puls ist beschleunigt, die Atmung ängstlich, das Gesicht bleich, die Physiognomie spiegelt die Eindrücke der Seele wieder. Wir schreien, wir stöhnen, wir werfen uns herum. Das ist ein furchtbarer Alp! Und beim Erwachen ein Seufzer der Erleichterung! Wir haben unsern Traum durchlebt. Und ebenso giebt es beim aktiven Träumen oder Somnambulismus Beispiele von solchen in unzurechnungsfähigem Zustande begangnen Verbrechen oder Vergehen.

A. Maury sagt: Ein vollkommen moralischer Somnambule kann in seinem somnambulen Leben zum Verbrecher werden.

Der Somnambule vom Hospital Saint-Antoine, dessen Geschichte Dr. Mesnet erzählt hat, beging während seiner Anfälle einen Diebstahl nach dem andern. Diese Diebstähle führten sogar zur Entdeckung des Zustandes, mit dem er behaftet war. Er diente als Friseurgehilfe in Paris, wo das Verschwinden verschiedner Gegenstände die Aufmerksamkeit erregte. Man entdeckte die Gegenstände im Zimmer des Somnambulen, und er wurde vom Gericht wegen Diebstahls verurteilt.

Im März 1877 haben die Zeitungen von einer Frau berichtet, die sich selbst bestahl. Durch die Entwendungen kam sie auf den Gedanken, daß sich nachts ein Dieb bei ihr einschleiche; sie ließ ihren Sohn aufpassen, und dieser entdeckte nicht ohne Erstaunen, wer eigentlich der Dieb sei.

Ein Schüler vom Seminar Saint-Pons, berichtet der Moniteur vom 2. Juli 1868, steht in der Nacht auf, begiebt sich zu einem seiner Professoren und versetzt ihm drei Messerstiche, die, schlecht dirigirt, nur die Matratze treffen. Es war das erste Mal, daß der Somnambulismus bei diesem jungen Manne auftrat. Am folgenden Morgen, als man dem Schüler seine That vorhielt, von der er gar nichts wußte, bezeigte er lebhaftes Bedauern und Reue. Die amerikanischen Journale berichten den Fall eines Kindes, das während eines Anfalles von Somnambulismus einen seiner Kameraden töten wollte und im Gefängnis während des nächsten Anfalles einen seiner Mitgefangnen zu töten versuchte.

Ich entnehme diese Mitteilungen Bernheims seinen „Neuen Studien über Hypnotismus, Suggestion und Psychotherapie." Sie sind ohne Zweifel außerordentlich interessant und für unsre Frage nach den Beziehungen von Hypnotismus und Verbrechertum von großer Wichtigkeit, denn warum soll, was im natürlichen Somnambulismus geschieht, sich nicht auch im künstlich hervorgerufnen ereignen? Es ist ein gar eigenartiges Bild, zu sehen, wie der aus der Hypnose Erwachte zur Ausführung der posthypnotischen Suggestion sich automatenhaft erhebt und wie von einer unsichtbaren Idee getrieben sein Werk beginnt. Eine Parallele zeigt zu diesem Bilde der Epileptiker, der auf einen Andern losstürzt, um ihn zu ermorden. Er weiß wohl, was er thut, aber nicht immer, warum er es thut. Es ist offenbar ein blinder Automatismus, ein instinktiver Trieb, der den Hypnotisirten zur Ausführung der posthypnotischen Suggestion treibt. In der Irrenheilkunde haben wir ja nur gar zu häufig die Fälle, wo Irre von einem dunkeln Drange getrieben Häuser in Brand stecken oder andre Unthaten begehen. So erzeugt, wie Bernheim sich ausdrückt, auch die Suggestion bei manchen Menschen ein impulsives Irresein:

Wenn ein redlicher Mensch unter dem Einfluß eines durch Epilepsie oder Wahnsinn geschaffnen Impulses eine grauenhafte Handlung hat begehen können, warum sollte nicht die Suggestion dasselbe zu stande bringen können?

Es unterliegt demnach wohl keinem Zweifel, daß die Lehre der Schule von Paris, nach der Verbrechen durch posthypnotische Suggestion nur auf Grund eines mangelhaften Sittlichkeitsbewußtseins des somnambulen Individuums hervorgebracht werden können, nicht verallgemeinert werden darf. Gewiß, bei moralisch tiefstehenden Subjekten fällt eine Gegensuggestion durch festeingewurzelte sittliche Grundsätze fort, und das Gebiet ist von vornherein geebnet für die Suggestion, die dem Gehirne eingeprägt wird, andrerseits aber ist nicht von der Hand zu weisen, daß auch sittlich durchaus hochstehende Menschen durch Suggestion zum Verbrechen gebracht werden können, indem die Suggestion ein impulsives, vorübergehendes Irresein erzeugt, in dem die That vollbracht wird.

Bei der moralischen Beurteilung solcher Menschen werden wir uns natürlich von denselben Grundsätzen leiten lassen, wie bei der Beurteilung armer Geisteskranker, die ihres Verstandes beraubt nur gar zu leicht und gar zu oft Verbrechen begehen.

Bernheim macht sich selbst den Einwand:

Man wird mir sagen, daß es kein einziges sicheres Beispiel eines unter dem Einfluß der hypnotischen Suggestion begangnen Verbrechens gebe, daß man, wenn man die gerichtliche Litteratur prüfen würde, kein solches finden werde. Das ist wahrscheinlich. Die Verbrecher sind gewöhnlich keine Hypnotiseure, und nicht alle Hypnotiseure sind Verbrecher. Wenn übrigens ein im Hypnotismus erfahrner Mensch seine Kraft mißbraucht, um ein Verbrechen zu suggeriren, wird er es nicht eingestehen, und der Suggerirte würde es nicht wissen. In Wirklichkeit spielt die Suggestion doch bei vielen Verbrechen eine große Rolle.

Man hat diese Thatsache nicht begriffen, weil man die Suggestion nur mittelst der Hypnose für möglich hielt, und diese Letztere für einen Schlaf, der sich nur mit Hilfe gewisser Handgriffe, oder durch Fixiren eines glänzenden Gegenstandes erzielen lasse. Wir haben aber gesehen, daß es Hypnose ohne Schlaf giebt, daß die Suggestion im wachen Zustand möglich ist, und daß gewisse Personen im Normalzustand stark suggerirbar sind; das Wort allein genügt, um bei ihnen Analgesie, Katalepsie, Halluzinationen und suggerirte Handlungen hervorzurufen. Jede Vorstellung, die man mit Autorität in ihr Gehirn einführt, setzt sich, sobald sie sie annehmen und sich nicht dagegen zu wahren wissen, ebenso wie jede Vorstellung, die sich durch Ueberraschung ihrem eindrucksfähigen Gehirn aufdrängt, in Handlung um. Bei diesen Suggerirbaren bedarf es weder des Schlafes noch irgend eines vorbereitenden Verfahrens: die Suggestion ergiebt sich, ihnen selbst unbewußt, und manchmal selbst denen, die sie hervorbringen, unbewußt.

Eine Reihe von namentlich in Frankreich verhandelten Prozessen hat die hier in so klaren Worten von Bernheim verhandelten Thatsachen lebhaft illustrirt. Ich nenne nur die Fälle der Gabriele Fenayron, der Gabriele Bompard, den Fall Borras, den Fall Chambige. Es waren das sämtlich hochinteressante Kriminalprozesse, die besonders in Frankreich außerordentliches Aufsehen machten und auf den Kongressen für Hypnotismus Gegenstand eingehender Verhandlungen waren.

8

So wird die Suggestion von weittragendster Bedeutung. Bernheim sagt:

Wenn ich mich mit einem Verbrecher zu beschäftigen habe, frage ich mich zuerst, welches vom Ursprung an die angeborne Anlage seines moralischen Ichs war? Welcher Teil kommt dem Nährboden der Organisation, der ererbten Suggerirbarkeit zu?

Wir kennen zur Genüge den suggestiven Einfluß der Erziehung, der Umgebung, vor allen Dingen der Lektüre, dann der Träume, der Personen, die mit dem Individuum verkehren, der Ereignisse seines Lebens. Wir wissen, wie schwer es einem Kinde, dessen Eltern in moralischer Verderbtheit leben, wird, sich aus diesem Sumpfe mangelhafter Erziehung und böser Beispiele hinauszuretten. Wie unendlich ist der Einfluß der Umgebung, eines Erziehers oder einer Erzieherin! Und gar die Lektüre! Wie Manchen schon hat die Beschäftigung mit anregend geschriebnen, aber innerlich durch und durch ungesunden Büchern zu verbrecherischen Handlungen getrieben! Auch Träume sind geeignet, bei leichtgläubigen Personen die schlimmsten Konsequenzen nach sich zu ziehen. Träume haben schon zu Morden und andern Verbrechen geführt, und im Grunde genommen ist es immer die Suggestion, die das treibende Moment bildete.

Gewiß wehren wir uns mit Recht gegen Personen, die unter einem Antriebe, welcher Art dieser auch sein möge, die menschliche Gesellschaft gefährden. Wir haben das Recht, ja die Pflicht, im Interesse der Erhaltung diese Elemente zu vernichten oder unschädlich zu machen. Die Gesellschaft bedarf der Gesetze zur Erhaltung; dem aber steht nicht entgegen, in jedem einzelnen Falle uns Gedanken zu machen darüber, welches Moment bei jedem Verbrechen zur That getrieben hat. In dieser Untersuchung aber spielt die Suggestion gar oft eine bedeutsame Rolle.

Die Lehre von der Suggestion eröffnet einen Blick in das Seelenleben der Menschen, und dieses Interesse ist zum großen Teil erweckt durch die Erfahrungen, die besonders in dem letzten Jahrzehnt mit dem Hypnotismus gemacht worden sind. Mit der Suggestionslehre werden sich Theologen, Moralphilosophen, Juristen und Mediziner in ausgiebigem Maße zu beschäftigen haben; sie bietet ein tiefes psychologisches Interesse, dem wir uns nicht entschlagen dürfen, und in diesem Sinne möchte ich aufmerksam gemacht haben auf die Beziehungen zwischen Hypnotismus und Verbrechertum.

Friedrich Köhler

Aus dem kirchlichen Leben Berlins

3. Die Thätigkeit der Synoden

Berlin mit seinen neunundvierzig Gemeinden, wie es jetzt auch Charlottenburg und Schöneberg in sich schließt, gliedert sich in vier Kreissynoden. In den ersten Jahren nach Einführung der jetzigen Kirchenverfassung ist es auf diesen Versammlungen zuweilen recht turbulent zugegangen. Eigentlich sind es nur die ältesten Mitglieder noch, die davon aus eigner Anschauung zu berichten wissen; gleichwohl hat sich in manchen Kreisen die Gewohnheit erhalten, davon zu erzählen, als ob es erst ganz vor kurzem sich ereignet hätte; vielleicht glaubt man damit diesen Versammlungen mehr Bedeutung zu verleihen. Die Wichtigkeit, mit der die Wahl der Vertreter für die Synode von der Gemeindekörperschaft vollzogen wird, steht aber in schneidendem Widerspruch zu der Bedeutungslosigkeit der Synodalverhandlungen. Wenn die Vertreter eines Komplexes von städtischen Gemeinden, die drei- bis vierhunderttausend evangelische Christen umfassen, sich nur einmal im Jahre versammeln, sollte man erwarten, daß es an reichlichem Stoff zu gegenseitiger Aussprache nicht fehlen würde. Gleichwohl hat sich auch hier ein Modus ausgebildet, die Verhandlungen möglichst inhaltlos zu gestalten, so inhaltlos wie im Durchschnitt — gelegentlich kommt auch einmal eine Ausnahme vor — der gedruckte Jahresbericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Diözese abgefaßt ist. Daß diese Versammlungen einer gedeihlichen Entwicklung fähig sind, davon scheint sich jetzt auch das Konsistorium überzeugt zu haben; hat es doch in diesem Frühjahr die althergebrachte Weise eines von ihm angesetzten Proponendums beseitigt, damit die volle Zeit der Verhandlung den örtlichen Angelegenheiten zugewendet werden könne.

Ganz ungleich wichtiger sind die Verhandlungen der Stadtsynode (der früheren Vereinigten Kreissynoden); in ihr und zumal in ihrem geschäftsführenden Ausschusse wird wirklich für das Gemeindeleben Berlins ein gutes Stück Arbeit geleistet. Sie bestimmt über die Verwendung der Kirchensteuer, die gegenwärtig zehn Prozent der Staatseinkommensteuer beträgt. Den streng geschäftlichen Charakter, den noch heute die Versammlung trägt, verdankt sie ihrem ersten Vorsitzenden, dem frühern Führer der Linken, Kammergerichtsrat Hugo Schröder; was dieser damals unter dem Drang der Umstände eingeführt, als die einander gegenüberstehenden Parteien aufs schroffste zusammenstießen, hat sich im Verlauf der Jahre auch unter dem jetzigen Leiter der Versammlung, dem umsichtigen Senatspräsidenten von Meyeren, stets aufs neue bewährt, wenn gleich Manchem dadurch die Verhandlungen gar trocken erscheinen mögen. Die gemeinsame Arbeit, an der beide Parteien teilnehmen mußten, hat hier im Laufe der Jahre doch so Manches in der Schärfe der Parteigegensätze gemildert. Die Kirchensteuer hat sich, wenn auch nur ganz allmählich, sogar in Kreisen der Bevölkerung eingelebt, denen die Kirche recht gleichgiltig sein mag; denn es verbreitet sich, wiewohl langsam, die Erkenntnis, daß mit den gezahlten Steuerbeträgen Etwas geleistet wird. Heute kann es nicht mehr vorkommen, daß das Quartal schließt und in einer Kirchenkasse das Geld nicht vorhanden ist, die Beamtengehälter zu zahlen; für die Leistungsfähigkeit der Kirchenkassen kommt die Stadtsynode auf, freilich nicht ohne dann zugleich die Einnahmen und Ausgaben dieser Gemeinden einer strengen Kontrolle zu unterwerfen. Durch Zinsgarantien bei Anlage von Friedhöfen wird dafür gesorgt, die jungen Gemeinden allmählich finanziell selbständig zu machen. Vor allem aber konnte eine stattliche Anzahl neuer geistlicher Stellen geschaffen werden, die das mächtige Anwachsen der Bevölkerung erfordert hat und noch immer erfordert. Für die Einrichtung der Gemeindediakonie und für so viele andre Bedürfnisse konnte gesorgt werden. Recht namhafte Summen sind auch für Kirchenbauten aus der Synodalkasse bewilligt worden, allerdings nur ein mäßiger Betrag im Vergleich mit dem, was freiwillige Gaben dann aufgebracht haben. Zur Zeit aber scheint die Thätigkeit der Stadtsynode an einem Wendepunkt angelangt zu sein. Soll in der Zukunft die Steuerkasse für die bei stetigem Wachsen der Stadt notwendigen Kirchenbauten allein aufkommen, so reicht bei den von der Kasse schon übernommnen stän-

digen Verpflichtungen das Ergebnis der jetzigen Kirchensteuer nicht aus.

Einem scharfsinnigen Juristen wird der Nachweis verdankt, daß ein kurbrandenburgischer Erlaß des Jahres 1573 noch heute zu Recht besteht, nach dem, wenn die Kirchgemeinden außer stande sind, selber die Kosten für Bau oder Erhaltung ihrer Kirchgebäude zu tragen, die politische Gemeinde für sie aufzukommen hat. Bei der Gemeinde St. Johannes-Evangelist ist auch in der That, nachdem die Angelegenheit die verschiednen Instanzen durchlaufen hat, auf Grund jenes Erlasses das rechtskräftige Urteil erfolgt, daß die Stadtgemeinde die Kosten für den Neubau der Kirche zu tragen hat. Infolge dieser Entscheidung hat denn nun die Majorität der Stadtsynode Anträge auf Bewilligungen zu Kirchenbauten in den letzten Jahren abgelehnt, um die Gemeinden an die Stadtgemeinde zu verweisen. Würde es gelingen, die ganze Kirchbaulast in Fällen, wo die Kirchgemeinden dazu unvermögend sind, auf die Stadtgemeinde abzuwälzen, so wäre in der That der Steuerkasse der Stadtsynode eine schwere Bürde abgenommen. Aber die Entscheidungen der Gerichte haben bereits festgestellt, daß die Stadt nicht einmal zum Bau eines Pfarrhauses der Johannes-Evangelist-Gemeinde verpflichtet sei. Die nächste Folge dieser Rechtsstreitigkeiten war, daß fürs erste bei Bauten Gelder aus der Steuerkasse der Stadtsynode nicht mehr gewährt worden sind; und zweifellos bringt dies für die Berliner Kirchgemeinden manche Härten mit sich, wie denn auch der städtische Magistrat und die Stadtverordneten seitdem in schärferm Gegensatz gegen die Synode sich befinden. Da jene richterliche Entscheidung nicht bloß Berlin angeht, sondern überhaupt die politischen Gemeinden der Mark Brandenburg, hat es sich die freisinnige Partei des Abgeordnetenhauses nicht nehmen lassen, im vorigen Winter einen Gesetzentwurf einzubringen, der alte kurfürstliche Erlaß solle aufgehoben sein. Man wird ja zugeben können: jener Erlaß stammt aus einer Zeit, da die Bevölkerung durchgängig dem gleichen (evangelischen) Bekenntnis angehört hat; in der Zwischenzeit ist auch ein starker Prozentsatz Nichtevangelischer in die Mark eingewandert. Aber wie wenig jene Antragsteller über unsre kirchlichen Verhältnisse Bescheid wissen, haben sie glänzend bewiesen. Damit ist nicht geholfen, daß man den kurfürstlichen Erlaß für antiquirt hält; er schließt ein gutes Recht der evangelischen Kirche in sich, und an Analogien fehlt es ihm durchaus nicht. Das Zentrum läßt natürlich durch seine Abgeordneten wie durch seine Presse den Erlaß, wenn auf ihn wieder zurückgegriffen wird, für eine schwere Schädigung der Katholiken in der Mark Brandenburg erklären. Verschwiegen wird dabei nur, daß in ausgedehnten Bezirken Westfalens und anderwärts, ja sogar in der Mark Brandenburg im alten Schwiebuser Kreis die evangelische Bevölkerung seit Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag helfen muß, die schon reich bedachten katholischen Kirchenkassen zu füllen. An diesem Herkommen findet das Zentrum natürlich Nichts auszusetzen. Im Interesse der evangelischen Kirche in Berlin aber kann man wünschen, daß möglichst bald eine Entscheidung darüber getroffen werde, in welchem Umfang jener kurfürstliche Erlaß zur Zeit noch rechtskräftig ist.

The Christian

Roman von Hall Caine

1

Die Anteilnahme, die die schöne Litteratur an den Interessen und Problemen der Religion behauptet, kann als ein bezeichnendes Merkmal gelten für das Ansehen, das die Religion überhaupt im Volke genießt. In dieser Hinsicht ist der Unterschied, der zwischen unsrer deutschen und der englisch-amerikanischen Litteratur besteht, recht auffallend — gar nicht zu reden von der den religiösen Fragen vollends abgeneigten Belletristik der romanisch-katholischen Völker. Man kann ja nicht sagen, daß in der deutschen Romanschriftstellerei das Interesse für religiöse Fragen gar nicht vorhanden wäre; vielmehr ist es sicherlich ein alle Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade mitbestimmender Faktor. Aber das wäre bei uns kaum denkbar oder kommt doch wenigstens thatsächlich nicht vor, daß die religiöse Frage al solche im Vordergrund und Mittelpunkt eines bedeutenden Romans stünde und in lebhaftester Weise die Teilnahme der ganzen Nation auf längere Zeit in Anspruch nähme, wie das in England der Fall ist. Dort, in dem klassischen Lande der Novellistik und Romanlitteratur, können wir beobachten, wie nun seit einer Reihe von Jahren solche Romane mit religiösem Hintergrund in siegreicher Weise das Interesse weitester Schichten der Bevölkerung hervorrufen.

So war es vor einigen Jahren John Inglesant, dann die Bücher der Mrs. Ward (Robert Elsmere), so ist es jetzt das vielgelesene und vielbesprochne Buch von Hall Caine, betitelt: The Christian, d. h. der Christ. Innerhalb zweier Wochen war die erste Auflage von 50000 Exemplaren vergriffen und eine zweite von 70000 auf den Markt geworfen. In Amerika fand das Buch geradezu begeisterte Aufnahme, der freilich auch eine Dosis Schadenfreude nicht fehlte; in England dagegen wurde es vielfach scharf kritisirt, ja teilweise entschieden verworfen. Waren doch in diesem Buche die Zustände englischen Kirchentums und englischer Priesterschaft nur gar zu hell und grell beleuchtet! Und das sei von vornherein bemerkt: gerade in dieser Schilderung kirchlicher Zustände und Mißstände liegt der Wert des Buches auch für uns deutsche Christen. Mr. Caine ist ein aufmerksamer und scharfsinniger Beobachter; seine Schilderungen sind im kleinen und im großen lebensgetreu und charakteristisch. Wie er in seinem Schlußwort sagt, hat er nur eine Wiederspiegelung der verschiedenartigen Auffassungen des religiösen Lebens, die er in dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts beobachtet hat, geben wollen. Dabei mögen ihm wohl manche lebendige Personen Modell gesessen und wirkliche Ereignisse zum Vorbild gedient haben.

Aber wenn auch realistischer Darsteller und feinsinniger Beobachter der bestehenden Verhältnisse, ist Caine doch kein schöpferischer Künstler, der es vermöchte, dem Ideal selbst Form und Gestalt zu verleihen, der in positiver Lösung unser Urteil klärte und uns einen Schritt weiter brächte. Zwar liegt das auch gar nicht in der Absicht des Verfassers, wie er selber bemerkt. Aber der Titel „Der Christ" ließe doch eine solche Absicht einigermaßen wenigstens vermuten. Für das Buch, wie es ist, möchte man lieber mit ironisirender Färbung „Mancherlei Christen" oder etwa „Auch ein Christ" als Ueberschrift setzen. Jedenfalls verdient die Hauptfigur des Buches, John Storm, um die sich die ganze Handlung dreht, nicht den inhaltreichen Namen „der Christ" und in noch geringerm Maße sein weiblicher Gegenpart Glory. Ja — und das ist ein weiterer Vorwurf, der dem Buch gemacht werden muß — gerade diese beiden Hauptpersonen entsprechen in ihrem oft so verfehlten Suchen und Ringen nach dem Lebensideal so wenig unsern sittlichen und religiösen Anforderungen, daß sie uns im ganzen weit eher peinlich berühren, wenn sie auch Beide schließlich in gewisser Art und Weise die Versöhnung finden. In Summa also: der Cainesche „Christ" kann nicht den Anspruch erheben, beizutragen zur religiös-sittlichen Erbauung im positiven Sinn dieses Ausdrucks; aber als vielbesprochne und den gegenwärtigen Zustand kirchlichen Lebens in England charakteristisch beleuchtende litterarische Erscheinung mag er doch den Lesern der Christlichen Welt in seinen Hauptzügen vorgestellt werden.

2

Der Roman zerfällt in vier Bücher: „Die Außenwelt," „Das religiöse Leben," „Des Teufels Acker," „Heiligtum."

Aus dem sagenumwobnen Eiland in der irischen See, der Insel Man, mit den starken Menschen, den alten Sitten und eignen Gesetzen, stammt sowohl der Held als die Heldin der Erzählung. Auf einem von Douglas nach Liverpool abgehenden Dampfer treffen wir Glory Quayle, die unter dem Schutze des jungen Geistlichen John Storm nach London reist, um dort Probeschwester in einem Spital zu werden. Storm, der Sohn eines Lords, hat den christlichen Sozialismus kennen gelernt, und aus Liebe zu dem darbenden Volk, freilich auch aus Liebe zu Glory, verschmäht er eine brillante politische Laufbahn, um seine Kraft ganz und gar der anglikanischen Kirche zu weihen.

Nur in langen, schweren Kämpfen hat Glory, die elternlose Enkelin des einfach frommen Landpfarrers, die Erlaubnis erwirkt, aus der stillen Heimat in die gefahrenreiche Weltstadt zu reisen, dahin ihr ganzes Sinnen und Trachten steht. Glory scheidet nun von dem alten, langweiligen Leben, aber auch von der ihr so teuern Meeresbucht und, was das Schwerste ist, von dem lieben einfachen Großvater und Erzieher, der dem wilden, unbändigen Kinde durch sein Leben und Beispiel der Inbegriff alles Guten geworden ist. Caine ist ein Meister englischer Prosa, und die Beschreibung der Abschiedsszene ist schön und ergreifend, wie alle Stellen, in denen der Autor die Aesthetik nicht dem Realismus opfert.

John Storm kommt durch Vermittlung seines Oheims, des Premierministers, in das Haus eines vornehmen Westendgeistlichen, der es versteht, seine aristokratische und reiche Gemeinde zu unterhalten und ihr zu imponiren, aber in seiner Klugheit und bequemen Lebensweise das Gegenteil von dem Priester ist, den John sich in seiner Phantasie geschaffen hat. Eine Enttäuschung folgt der andern. Glory, die er so gern sich als treue Gattin und Gehilfin für den ernsten Beruf der Seelsorge herangebildet hätte, ist entzückt von dem Ungeheuer, London genannt, das ihr fort und fort schöner und liebenswerter erscheint, während er aus Kummer über Sünde, Not, Elend sich immer mehr in sich selbst zurückzieht. Durch seine mitleidige Liebe zu den Sündern und seinen Eifer gegen die Sünde gewinnt er viele Feinde und wenig Freunde. Ein drastischer Fall in dem Hospital, dessen Seelsorge ihm anvertraut ist, veranlaßt ihn, von der Kanzel herunter gegen die Unsittlichkeit verschiedner Stände zu predigen. Polly Love, eine Probeschwester aus St. Marthas Vinegard — und gerade diese hatte sich Glory als Freundin erwählt — hat sich vergangen, und der junge Kaplan soll sie vor versammeltem Vorstand über ihre Sünde vernehmen. Da er sich dessen weigert, übernimmt sein Chef, der Dekan Wealthy, die heikle Aufgabe, und nach entsprechender Pharisäerrede entläßt er die Schuldige mit dem Verbot, den Namen ihres Verführers zu nennen, wohl ahnend, daß er unter den Patronen des Hospitals zu finden sein dürfte. Storm verlangt, daß, da die Sünderin bestraft und weggejagt sei, nun auch der Sünder, ein Lord Robert Ure, von der Liste der Ehrenmitglieder gestrichen werde, aber er wird abgewiesen und erhält dadurch den Beweis, daß, was für das Weib Schande, Vernichtung bedeutet, für den Mann nur ein Zeitvertreib ist, an dem ihn kein Gesetz, keine öffentliche Meinung hindert. Sein Gerechtigkeitsgefühl empört sich dagegen, und in seinem Eifer für Wahrheit und dem Verlangen eines keuschen Lebenswandels, den er von allen Ständen verlangt, stößt er bei so manchem Gemeindeglied der vornehmen All-Saints-Gemeinde an.

In seinem Ekel vor all der Heuchelei und Unsittlichkeit gedenkt er der Einladung eines anglikanischen Priors, den er an einem Krankenbett getroffen; zu ihm zieht er sich auf einige Wochen zurück, als Gast der „Brüder von Gethsemane“. Er will Krieg führen gegen die Sünde, aber gegen die Sünder und Sünderinnen Erbarmen üben. In diesem Erbarmen gegen Elende stimmen Glory und Storm überein. Glory ist ihrer Freundin in deren Not und Schande ein schützender Engel, und obgleich Polly ein hohles, kokettes Wesen ist, weit unter dem Niveau von Glorys Lebensbegriffen, ist Glory ihr doch bis über ihren tragischen Tod hinaus eine treue Freundin geblieben. Aber diese Freundschaft wird für sie verhängnisvoll. Mit ihrer überschäumenden Lebenskraft und Undinennatur kann Glory sich der Fessel des Pflegerinnenlebens nicht lange beugen, und wird bald entlassen. Sie hatte durch ihre Freundin Polly den Lord Robert Ure kennen gelernt und in dessen Gesellschaft den jungen Diplomaten Drake getroffen, in dem sie einen alten Bekannten wiederfand. Zur Zeit ihrer Konfirmation hatte sie sich in den englischen Knaben, dessen Familie damals auf der Insel Man weilte, verliebt, ihm einen Heiratsantrag gemacht und ihn in ihrem Boot entführt. Auf offnem Meere wären damals die beiden Kinder dem Tode verfallen gewesen, wenn nicht der junge Storm zu rechter Frist mit seiner Yacht ihnen begegnet wäre und sie gerettet hätte. Drake ist über das Wiedersehen in London nun gerade so entzückt wie Glory; er führt sie ins Theater, er bewundert ihre Talente, und an ihn wendet sich in ihrer Unerfahrenheit die Stellenlose um Hilfe. Da sie aber merkt, er verstehe sie falsch, entflieht sie, fest entschlossen, lieber die geringste Arbeit zu übernehmen, als sich hilfesuchend nach Hause zu wenden. John Storm ist im Kloster und kann ihr nicht helfen, und so ist Glory ganz allein im weiten London!

3

Das zweite Buch führt den Titel „Religiöses Leben“ — „Innenleben“ im Gegensatz zu der „Außenwelt.“ Storm war nach seinem Besuch bei jenen Brüdern von Gethsemane zu seiner Gemeinde zurückgekehrt und hatte vergeblich versucht, sie in christlichem Geiste umzugestalten. In der Erkenntnis, daß er sich nicht in die Welt und die Welt sich nicht in ihn schicken kann, geht er zum zweitenmal in die Brüderschaft von Holy Gethsemane, diesmal als Probebruder, um, wenn sein innerer Beruf erwiesen, nach etwa Jahresfrist die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abzulegen. Ueber die Brüder, die er in der „Gemeinschaft“ findet, heißt es: „Sie sprachen wenig von der Welt da draußen, aber es war klar, daß sie dieselbe nicht aus ihren Gedanken bannen konnten.“ Hier findet er Sammlung im Gebet, aber nicht, was er sucht. Er dient Gott mit Beten und Fasten, wird dienender Bruder, und als er sich des Ungehorsams schuldig macht, bittet er um Einsperrung in seine Zelle, um Welt und menschliche Gesellschaft zu vergessen.

Aber er kommt nicht zur Ruhe des Gemüts. Neben seiner Zelle liegt die des Laienbruders Paul, der einst an dem Verführer seiner ältesten Schwester zum Mörder geworden und in Gethsemane eine Freistatt gefunden hat, aber nun an dem Gedanken an seine jüngere Schwester Polly, die er gern retten möchte, aber nicht aufsuchen darf, zu Grunde geht. So steht John beständig im Konflikt der reinsten menschlichen Gefühle und der Klosterregel, und wieder durchbricht er sie, um dem sterbenskranken Paul Liebesdienste zu erweisen. Um jene Zeit inspizirt der Bischof von London das Kloster und sagt zu Storm, den er wieder erkennt: „Mein Sohn, es hat zu allen Zeiten Theologen gegeben, die den Leib für das Uebel in der Welt gehalten haben und meinten, jeder Wunsch, jedes Verlangen müsse ausgerottet werden. Andre lehren, daß das Christentum die harmonische Vereinigung des natürlichen Lebens und des Lebens in der Gnade sei. Vergiß nicht, mein Sohn, die Menschennatur! Der Herr verachtet sie nicht! Er kam vom Himmel, um unter sündigen Menschen, seinen Brüdern, zu leben und zu wirken. Bitte nicht um den Tod und faste nicht, um ihn damit zu beschleunigen. Du hättest kein Recht dazu, selbst wenn es dir ginge wie deinem armen Nachbar (Paul), dem der Tod schon zulächelt und winkt. Du bist jung und stark. Vergiß nicht, welch wichtige Arbeit der himmlische Vater für dich bereit hält.“

Diese Worte haben eine große Wirkung auf Storm und arbeiten weiter in ihm fort. Die Erkenntnis ihrer Berechtigung wird noch lebendiger durch die Erfahrungen, die er bei und nach dem Tode jenes Paul macht. Diese ganze Schilderung des Konflikts zwischen Weltflucht und christlicher Arbeit in der Welt gehört wieder zu den schönsten Stellen des Buchs. Storm erkennt nun, daß es ein ungeheuerlicher und gottloser Mißgriff gewesen, das Leben in der Welt zu vergessen und die Religion nur auf das Jenseits zu beziehen. Frömmigkeit ist Arbeit! Arbeit ist Gebet! Arbeit ist Lob Gottes! Wirken in der Welt aus Liebe zum Nächsten und zur Ehre Gottes, das ist Religion!

Während John sich im Kloster abgemüht hat, sich zur Heiligung und Weltvergessenheit emporzuringen, watete Glory — ohne sich zu besudeln — gewissermaßen vorsichtig von Stein zu Stein hüpfend, durch den Schlamm der Weltstadt. Sie war Tabakverkäuferin in der City, Programmverkäuferin in Tingeltangels, mußte sich hundertfach durch Vertraulichkeiten und erniedrigende Anerbieten gewisser Männer beleidigen lassen, hat aber ihre Ehre zu wahren gewußt. Auch diese Schilderungen der Gefahren des weltstädtischen Lebens sind sehr anschaulich und fesseln in hohem Grade das soziale Interesse.

4

In die Welt zurückgekehrt und von seiner alten Freundin Mrs. Callender wie ein Sohn aufgenommen, läßt es sich Storm vor allem angelegen sein, Glory aufzusuchen. Endlich sind seine Bemühungen von Erfolg gekrönt. Ein deutscher Organist König hat sie in einem „Klub“ singen hören und bildet nun ihre Stimme aus, während sie als anziehende Nummer in einem Variététheater ihr Brot verdient. Sie freut sich über ihre Triumphe, die ihm wie ein zweischneidiges Schwert in die Seele gehn. Als er sie endlich bei Königs trifft, ist sie erregt und verschiebt eine Aussprache bis zum nächsten Tage, für den sie einen Ausflug nach Slough verabreden. Wie zwei glückliche Kinder wandern sie da durch Wald und Feld, pflücken Blumen und singen, wie in längst vergangnen Zeiten in der Bucht von Peel, im lieblichen Eiland.

Hier wird es ihr leichter, ihre wechselnden Erlebnisse während der Zeit seines Aufenthalts im Kloster zu erzählen. Er wendet das Haupt ab, um ihre Thränen nicht zu sehen, und als sie an einen beinahe ausgetrockneten Sumpf kommen, den sie zögert, mit ihren roten Schuhen zu durchqueren, nimmt er sie in die Arme und trägt sie hinüber. Sein Herz pocht gegen das ihre, und um nicht weinen zu müssen, lacht sie. Er aber wird nicht müde, in sie einzureden, sie hinzuweisen auf ihr besseres Selbst, ihre höhere Bestimmung; sie zu warnen vor den Gefahren, die sie bedrohen; er fleht, bittet, befiehlt, sie solle dem gefährlichen Leben der Bretter entsagen, allein das reizt nur ihren Widerstand, und so scheiden sie, ohne einander nachzugeben, aber ohne Einbuße der gegenseitigen Wertschätzung. Er zumal ist erst recht überzeugt, daß das Böse in ihr das Gute nicht verschlungen habe.

Als John nach Hause kommt, empfängt er die Nachricht, daß Polly Love sich während der Trauung ihres Verführers in der Kirche mittels Strychnin vergiftet habe. Storm gedenkt des armen Bruders Paul und beerdigt sie. An ihrem Grabe begegnet er Glory, aber als er sie sprechen will, ist sie verschwunden. Glory findet an diesem Abend wenig Applaus. Da sie schlechte Nachrichten von ihrem Großvater erhalten hat, läßt sie ihre Theaterverpflichtungen im Stich und reist nach der Heimat. Der alte Parson Quayle entschlummert, wie er gelebt; still und friedlich, auf Gottes Vaterhuld vertrauend, geht er ein in die Ewigkeit, deren Bürger er hienieden schon gewesen.

John ist mittlerweile ordinirt worden; er hat mit dem Gelde, das er vom Erbteil seiner Mutter zu nehmen vermeinte, das aber in Wirklichkeit aus der Tasche des Oheims geflossen war, verschiedne Anstalten gegründet. Er hat das Pfarramt der Kirche St. Mary Magdalen übernommen und führt dort allabendlich, in der Art der Heilsarmee, seinen Kriegszug gegen das Laster. Er predigt gewaltig, und der Kreis seiner bewundernden Zuhörer wird immer größer. Während dieser Zeit steht er in lebhaftem Briefwechsel mit Glory, und auf ihren Antrieb sucht und findet er das Kind der Polly und des Lord Robert Ure, das in einer Babyfarm untergebracht war. Diese „Farm“ ist in Wirklichkeit eine „Engelmacherei,“ wo man die Mehrzahl der Kinder verkommen läßt, während nur wenige, darunter auch das oben erwähnte Kind, besser behandelt werden, weil man später mit ihnen Erpressungen zu erzielen hofft. Die Gattin des Lord Robert Ure nimmt das kleine Geschöpf auf, und Ure wird Johns tötlicher Feind. Er und sein Freund Drake und Andre haben die alte Kirche Storms käuflich erworben und lassen sie zu einem Theater umbauen. Glory, von der Insel Man zurückgekehrt, muß die Hauptrolle eines skandinavischen Dramas, das seine Premiere da erleben soll, übernehmen. Die Natur der Rolle widerstrebt ihr. Sie soll ein verlorenes Weib in all seinen Stadien darstellen. Eitelkeit und Ruhmsucht tragen den Sieg davon über ihre bessern Gefühle und Neigungen, weil Künstler, Kritiker und Autor behaupten, sie allein könne die Rolle kreiren. Sie tritt wirklich auf und spielt das Wesen, das ihr innerlich so wenig entspricht. John versucht noch einmal, Glory von den Brettern zurückzuhalten, und hat beinahe Erfolg; allein da er ihr, wenn sie ihm nicht gehorche, für immer Adieu sagen will und die Worte gebraucht: „Aergert dich dein rechtes Auge, so reiße es aus“ u. s. w. — verstockt sie ihr Herz. Er erklärt, er könne nicht wiederkommen, weil er ihr Thun verurteile und sie dennoch liebe.

Am nächsten Tage sucht Glory ihn in der Sakristei auf und gesteht ihm, das sie auch ihn liebe. Er ist glücklich, daß sie nun sein Leben mit ihm teilen und ihren gefahrbringenden Beruf aufgeben will, begleitet sie durch den Park bis zu ihrer Wohnung und geht mit dem beseligenden Gedanken weg, daß er nun sein religiöses Leben mit dem geliebten Weibe zu immer größerer Entfaltung bringen werde. Doch Hoffart, Welt und Augenlust lassen nun wieder Glory das Leben, das sie aufgeben soll, in so anziehendem, verführerischem Lichte erscheinen, daß sie, nach einigen Schwankungen, Flitter und Schmeichelei dem entsagungsreichen Leben einer Pfarrfrau vorzieht und dies ihrem Bräutigam mitteilt. Sie stellt John vor, wie ihre Feinde ihre ganze Vergangenheit in London publizirt hätten, und daß vielerlei Deutungen derselben im Umlauf seien; allein er widerlegt alle Bedenken; er glaubt an sie, und er liebt sie; was minderwertige Menschen denken, ficht ihn nicht an. Dann stellt sie die Bedingung, daß, wenn sie wirklich Johns Gattin würde, sie nicht in London zu wohnen brauche, damit sie den Lockungen der Großstadt, die es ihr nun einmal angethan, nicht ausgesetzt sei. Da ein Bruder von Gethsemane auf seinem Arbeitsfeld (einer entlegnen, einsamen Insel unter Aussätzigen) gestorben, so bittet John um den Posten und hofft, Glory werde nun Mühseligkeiten und Gefahren — als Schwester in dem Herrn — mit ihm teilen und mit ihm gemeinschaftlich zur höchsten Stufe christlicher Vollkommenheit emporklimmen! Aber das ist zu viel für Glory! Weltlust und Eitelkeit auf des „Teufels Acker“ tragen den Sieg davon, und sie löst ihre Verlobung. John nimmt wieder seine Zuflucht zum Kloster und legt die Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams ab. Die Welt ist für ihn tot.

5

Von Zeit zu Zeit kommt ein Sündengefühl und eine allgemeine Erweckung durch die Massen und besonders gerade da, wo Sünde und Laster ihre stete Wohnstätte aufgeschlagen haben, Das Schuldgefühl ruft die Angst hervor, eine allmächtige, beleidigte Gottheit müsse nun strafen und vernichten, damit Schuld und Elend verschwinde und eine neue bessere Welt erstehe. Es sind Erscheinungen gewisser Zeiten, und sie wiederholen sich seit Jahrtausenden. Woher sie kommen und wie sie wieder verschwinden, ist nicht nachweisbar, aber gewöhnlich ist es doch eine Persönlichkeit, von der eine solche Bewegung ausgeht.

In diesem Fall soll es „Vater Storm“ sein, der, wie er glaubt, ganz in der Nachfolge Christi steht. Er predigt den Sündern Buße und sucht sie zu einem bessern, edlern Leben zu erwecken. Man dichtet ihm Wunderthaten an, die er nie zu wirken versucht hat. Vater Storm hat, ohne daß er darum weiß, durch sein asketisches Leben und durch seine Arbeit an den Aermsten den Ruf eines Heiligen sowohl als eines Fanatikers erlangt — Liebe von den Einen, Haß von den Andern. Er ist in Wirklichkeit ein zwar strebender, ringender, kämpfender Mensch, aber nicht der Christ, wie ihn der verlangt, der da will, „daß wir nachfolgen seinen Fußstapfen“; er ist ein armer, irrender Mensch, der in seinen sinnlichen Neigungen und Wünschen ein Irrlicht hat, das ihn zur Sünde lockt und ihn abhält, das wahre Licht mit klaren Augen zu erkennen. Liebe, Eifersucht und Zelotismus machen aus seinem Herzen eine Mördergrube, und in der Meinung, Gott und der nun für ihn verlornen Glory einen Dienst zu erweisen, beschließt er, sie zu töten, damit ihre Seele gerettet werde und rein ins Himmelreich eingehe! In einem halb geisteskranken Zustand geht er zu dem Derbyrennen, um Buße zu predigen. Allein sein aufgeregter Zustand, der durch einen Blick, den Glory seinem Rivalen Drake zuwirft, zum äußersten gebracht wird, treibt ihn, seinen Entschluß auszuführen, ehe sie wirklich gefallen. Glory, deren niedre Natur an dem Derbytage die Oberhand hat, kommt erst zur Besinnung, als Drake ihr in einem Nachtlokal der Lebewelt einen unzweideutigen Antrag macht. In einem Moment vollständig ernüchtert, sieht sie, in welcher Gefahr sie steht. Entsetzt eilt sie nach Hause. Da erwartet sie John mit der Mordwaffe. Um ihr Leben zu retten, umgarnt sie John, der trotz

aller wirklichen Frömmigkeit doch nur ein schwacher Mensch ist, mit all dem ihr eignen bestrickenden Zauber und entwaffnet ihn! — Ueber diese Stelle hat sich in England eine endlose Erörterung entsponnen.

John läßt sich für diese Verirrung ins Gefängnis werfen. Da stirbt sein Vater, und mit Recht übermannt ihn nun die Reue, daß er ihm so wenig gewesen und da, wo die Liebe und das Wohlthun anfangen sollte, nämlich zu Haus und an den Seinen, keine Liebe geübt habe. Die Erkenntnis kommt leider zu spät. Als John auf Kaution eines ungenannten Freundes hin auf freien Fuß gesetzt wird und mit seinem treuen Hunde, der als beständiger Begleiter des „Vater Storm“ bekannt ist, durch die elenden Gassen der City kommt, wird er angepackt und von Meuchelmördern tödtlich verletzt.

Unterdes hat Glory endlich den rechten Weg gefunden. Sie ist in das von ihrem Freunde gestiftete Waisenhaus als Pflegerin gekommen. Hierher gerade wendet man sich, Hilfe für den schwerverwundeten „Vater Storm“ zu holen. So hört Glory, was John begegnet ist. Sie eilt zu ihm und weiß nun auch, daß er auf dem Wege ist, das Reich Gottes in der Ewigkeit zu finden, das er, mit mangelnder Kraft ausgerüstet, auf Erden zu bauen vergeblich versucht hat. Sein Leben zählt nur nach wenig Stunden noch. Aber da Glory sich vorgenommen, sein angefangnes Werk fortzusetzen, so will sie auch seinen Namen führen. Sie sucht seinen Oheim, den Premierminister, auf und erzählt ihm Alles. In dessen Gegenwart traut sie der alte Prior von Gethsemane mit dem sterbenden John.

6

Mit dieser Schilderung seines Hauptinhalts sind wir dem Buche nur wenig gerecht geworden. Was wir hier brachten, war ja eigentlich nur das Schicksal der beiden Hauptpersonen, gewissermaßen das Leitmotiv des Romans. In dem Buche selbst gliedert sich um diesen Mittelpunkt in höchst kunstvoller Verschürzung eine vielseitige und ausgedehnte, bis in die kleinsten Einzelheiten anschauliche Handlung, im Aufbau oft an die Misérables von Victor Hugo erinnernd. Dennoch ist für uns Christen der Gesamteindruck des Buches, wie schon gesagt, wenig befriedigend, eben weil wir den wirklichen „Christen“ darin nicht finden. Höchstens könnten der alte Landpfarrer (der Großvater Glorys) und vielleicht der Bischof von London dafür gelten; sie treten jedoch in dem Zusammenhang des Romans allzu wenig hervor.

Was aber die Hauptpersonen anbetrifft, so entsprechen sie doch gar zu wenig den Anforderungen, die man an den Christen stellt. Vor allem Glory nicht, dieser unstete, schillernde, wie es scheint erblich belastete Charakter. Es fragt sich, ob diese Figur überhaupt nur psychologisch recht gezeichnet ist, ob nicht in Wirklichkeit ein Menschenkind, bei dem der Hang für das Sinnliche und Nichtige trotz aller bedeutenden Gegenwirkungen das Gute so mächtig überwiegt, mit innerer Notwendigkeit zu Grunde gehen wird, und ob dann wirklich nach all diesen Irrungen eine so späte Bekehrung möglich, echt und nachhaltig ist. Aber auch Storm ist kein der sittlichen Beurteilung standhaltender Charakter. Die Mischung von religiöser Schwärmerei, Weltflucht und Liebe zu jener im Grunde genommen so wenig Sympathie erweckenden Persönlichkeit, die Unsicherheit in der Verfolgung des Lebensideals, die zum Teil selbstverschuldete Niederlage in der Verfehlung des Lebensziels, das Alles macht diese Figur nicht würdig, den Namen „der Christ“ zu tragen, trotz aller einzelnen, das Mitgefühl in hohem Grade erregenden Seiten ihres Wesens und Wandels. Aber so wenig auch die Hauptfiguren dieses Bildes unser christliches, ja selbst auch nur unser psychologisches Interesse durchweg befriedigen, in desto höherm Grade ist dies der Fall mit dem Hintergrunde, von dem sie sich abheben. Das Milieu des englischen kirchlichen Lebens ist belehrend und höchst fesselnd gezeichnet; und wenn jene Zustände sicherlich in so manchem Punkte die Kritik herausfordern, so mag das Buch eben dadurch in seiner Heimat segensreich wirken und auch bei deutschen Lesern Interesse erregen. Mathilde Battenberg

Verschiedenes

Kiautschou-Mission. Der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein beabsichtigt, sobald als möglich das für unser neues deutsches Schutzgebiet von seinem Missionar D. Faber in Shanghai entworfne Projekt, das auf 33jähriger Erfahrung in der Mission Chinas und persönlichen Beobachtungen und Studien in Kiautschou selbst beruht, zur Ausführung zu bringen. Schon in der nächsten Zeit sollen ein Arzt und ein Lehrer ausgesandt werden. Von dem Arzte wird erwartet, daß er bereits mehrere Jahre praktisch thätig gewesen ist, die Einrichtung eines noch zu erbauenden Hospitals in Kiautschou zu leiten versteht und ein lebendiges Interesse an den Aufgaben der evangelischen Mission in China nimmt. Der Lehrer soll womöglich das preußische Mittelschullehrer-Examen abgelegt oder eine den Anforderungen dieses Examens gleichkommende Bildung sich erworben haben. Alles Nähere ist durch den Präsidenten des Missionsvereins, Prediger Dr. Arndt in Berlin C. 19, Friedrichsgracht 53 zu erfahren, an den auch die Meldungen zu richten sind. Die Leser unseres Blattes werden freundlichst gebeten, geeignete Bewerber auf diese Notiz aufmerksam zu machen. — Möchten unsre Freunde es als eine Herzens- und Ehrensache empfinden, dieses Missionswerk kräftig zu unterstützen. Noch sind auf den Aufruf in Nr. 18 hin keine Beiträge bei der Redaktion eingegangen. Das beweist ja nichts, hoffentlich haben Viele vorgezogen, ihre Beisteuer direkt einzusenden. Aber ein warmes Wort der Ermunterung müssen sich unsre Leser gefallen lassen. Es liegt ja auch sonst manche Verpflichtung auf uns. So das „notwendige Liebeswerk.“ Auch die neue zusammenfassende Hilfe für unsre evangelischen Auswandrer verdient wackre Teilnahme. Vgl. den Aufruf in voriger Nummer. Es sucht eine jede dieser Unternehmungen unter uns ihre Freunde, möge eine jede reichlich finden.
R

Weib und Mann. Versuche über Entstehung, Wesen und Art. Von Alexander von Padberg, Königlich preußischem Ober-Regierungsrat. Berlin NW. 6, Carl Duncker, 1897. Preis 3 Mk.

Der Grundgedanke dieses ziemlich umfangreichen Werkes (287 S.) und die Tendenz des für den Wert und die Würde der Frauen hochbegeisterten Verfassers ist, wie der Titel besagt, die Sicherstellung der Superiorität des weiblichen Geschlechts gegenüber dem männlichen.

Auf einem physiologischen Unterbau, der durch zahlreiche statistische Beweise zu stützen gesucht wird, erhebt sich die psychologische und soziale Würdigung der Frau als der dem Mann zum mindesten gleichartigen, ihn in ethischer und religiöser Hinsicht aber übertreffenden Gehilfin.

Wenn dabei die biblische Erzählung von der Entstehung des Weibes aus der Rippe des Mannes wie überhaupt vielfach die Bibel als Kronzeuge dienen muß, so möge der Herr Verfasser sich darüber mit der modernen Theologie auseinandersetzen! Auch geschichtlich wird die Frage behandelt, von den alten Phöniziern bis auf die Gegenwart.

Die Vielbelesenheit des verehrten Autors steht außer Frage; aber viele seiner Urteile dürften doch Befremden erregen. Es kann vielleicht, aber es muß nicht so sein.

Gegen das über Vater Wieland und Altmeister Goethe Gesagte wird jeder Litteraturfreund Verwahrung einlegen. Der Erstere ist keineswegs „aller Ideale bar“ und nicht bloß ein „Vertreter der Kultur der Sinnlichkeit, der die Frivolität französischer Vorbilder nachahmt.“ Bei diesem einseitigen Urteil, das übrigens auch der treffliche Vilmar teilt, ist die göttliche Ironie des großen Humoristen und seine hochideale Gesinnung (siehe Agathon und viele andre Schriften!) nicht mit in Anschlag gebracht.

Wie aber kann man im Ernst von Goethes Dorothea behaupten, „sie sei weit von dem Ideale eines Weibes entfernt, weil sie ihre Liebe zu Hermann mit den kühnsten Worten gestehe: Da freut ich mich seines Anblicks so sehr, als wär mir der Himmlischen einer erschienen“?

Im übrigen ist hier über das Verhältnis beider Geschlechter zu einander und dessen christliche Normirung und Ethisirung manches Gute zu lesen, das Beste bringen die Schlußzeilen im Anschluß an die bekannte Prophezeiung Lassalles von der sozialen Revolution: „Der letzte Damm, den der Strom der Revolution durchbrechen muß, wird der Duldersinn und der Opfermut der christlichen Frau sein. Der Sieg wird auf die Seite sich neigen, auf der die christliche Frau steht.“

Ein Namen- und Sachregister erscheint für eine zweite Auflage dringend geboten. J Hausmann

Quittung

Für das notwendige Liebeswerk (vgl. Nr. 12) 50 Mark Jahresbeitrag von F L, Halle; 50 von Sch, Berlin; 45,50 von R, Hamburg; 30 von v Oe, Freiburg; 20 von H, Tübingen; je 10 von H und G daselbst; 6 von C C, Halle.

Für Armenien: 9,75 Mk. von Sch, Tokyo.

Für die erste Irrenanstalt im Orient, Brumana: 15 Mk. von R, Hohenlohe.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Berlin: 3. Juni, abends 7 Uhr, im Anschluß an den Evangelisch-sozialen Kongreß. Viktoriasäle. Leipzigerstr. 134.
Frankfurt a. M.: 6. Juni, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Die religiös-ethische Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter.“ (Einleitung zur „Frankfurter Festwoche“.)

Es wird freundlichst gebeten, bei Bestellungen auf Grund dieser Anzeigen sich auf die Christliche Welt beziehen zu wollen

P. T.

Die geehrten Leser und Leserinnen der Christlichen Welt werden höflichst ersucht, ihr Abonnement rechtzeitig vor Beginn eines neuen Quartals bei ihrer Buchhandlung und insbesondere bei der Post zu erneuern, da sonst Unzuträglichkeiten, wie Verluste von Nummern, verspätetes Eintreffen &c. unausbleiblich sind.

Bei verspäteter Quartalsbestellung liefert die Post nur von der zuletzt erschienenen Nummer an; die vorher erschienenen Nummern können von ihr auch nachbezogen werden, aber nur gegen Erstattung von 10 Pfennig.

Eventuelle Reklamationen sind an die Post zu richten, die verpflichtet ist, das Quartal vollständig zu liefern, da sie es vollständig erhält.

Der Verlag der „Christlichen Welt“
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in **Leipzig.**

Verlobte:
Adele Völkel
Karl Schröder,
Pastor.
Uetersen Neuendorf (Holstein)
Pfingsten 1898.

Durch die glückliche Geburt eines kräftigen Jungen wurden hocherfreut
Hannover, 26. Mai 1898.
Pastor Dörries und Frau Bertha geb. **Rehmann.**

Ein französischer Student der Theologie sucht eine **Hauslehrerstelle** in Deutschland für die Monate August, September und Oktober. Refer. Prof. Ménégoz, 83 Boulev. Arago, **Paris.**

Aeltere Dame sucht Pension auf vorläufig 3 Monate in gebildeter Familie auf dem Lande, wo sie sich vormittags häuslich beschäftigen könnte. Angenehme Gegend, nicht zu weit von Berlin.
Offerten mit Preisangabe an Fräulein **Vorthmann,** Charlottenburg, Grolmanstr. 64.

Soeben erschien ein **Wandspruch** in Lithographie:
„Arbeiten und nicht verzweifeln!“
gez. von **E. B. Bonus.** Preis Mk. 1.50.
Gegen Einsendung des Betrags zu beziehen von **Eugen Salzer, Verlagsbuchhandlung, Heilbronn.**

Soeben ist in meinem Verlage
das dem Generalsup. a. D. Dr. theol., jur. et phil. B. Brückner als Abschiedsgabe gewidmete neue Predigtwerk
„Der lebendige Jesus Christus“
von **D. Dr. Riemann**
Prediger an St. Nicolai in Berlin erschienen.
Dasselbe ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Magdeburg Verlag von C. E. Klotz.

Kaffee rohen und gebrannten,
feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Synopse der drei ersten Evangelien.
Von
A. Huck,
Pfarrer in Postdorf bei Finstingen in Lothringen.
Zweite, durch einen Anhang vermehrte Auflage.
Lex. 8. **1898.** M. 3.—. Gebunden M. 4.—.
Der Anhang enthält:
Die alttestamentlichen Citate in der Synopse. Die johanneischen Parallelen zu der Synopse. Parallelen und Doubletten.

Hammond
weitaus beste Schnellschreibmaschine
Das neueste Modell 2
vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.
Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.
Prospekte etc. durch
F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**
Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond“ von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. *J. C. B. Mohr.*

Bewahre Deine Papiere, Deine Schlüssel und Alles so, dass Du jedes Stück auch im Dunkeln finden könntest. *Knigge I. 12.*
Der **Shannon** **Registrator**
ist der **älteste, beste, einfachste, praktischste Apparat**
zum **übersichtlichen Ordnen** und **Aufbewahren** aller Correspondenzen und Schriftstücke.
Prospekte kostenlos und portofrei.
Heinrich Zeiss,
Hoflieferant.
6 Liebfrauenstrasse
Frankfurt a. Main.

Bad Nauheim
Villa Ernst Ludwig
Luisenstr. 1. Logirhaus mit und ohne Pension, nahe den Bädern, in bester Lage, Garten am Hause.
Empfohlen durch
Herrn Pfarrer Rade-Frankfurt.
Frl. M. Heyne,
langj. Vorsteherin christl. Hospize.

In meinem
Familienpensionat
finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. Ahlfeld, Schwarzenberg i. Erzg., Sachs.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Goldene Medaille!
Im Sommer **kühl,** im Winter **warm** sind
Seidenbettdecken, ebenso **Seidenflanelle**
zu Unterhemden und Unterbeinkleidern.
Bearbeitung alter Seiden- und Wollsachen. Verlangen Sie Prospekt gratis.
A. J. Hermann, Donauwörth.

H. Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen.

= Litteratur zur sozialen Frage. =

(Siehe auch Nr. 21 an gleicher Stelle.)

Gesammelte Aufsätze
von
Dr. A. E. v. Schäffle,
k. k. Minister a. D.
Zwei Bände. 8. 1885/86 à M. 6.—.

Die imperialistische Sozialpolitik
— d'Israeli, Napoleon III., Bismarck. —
Eine Skizze
von
Dr. Georg Adler,
Professor an der Universität Basel.
8. 1897. M. —.80.

Die Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik der bestehenden Volkswirtschaft.
Kritische und ökonomisch-litterarische Studien
von
Dr. G. Adler,
Professor an der Universität Basel.
8. 1887. M. 6.—.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Soeben erschienen:

Wiener staatswissenschaftliche Studien

herausgegeben von
Dr. Edmund Bernatzik und **Eugen v. Philippovich**
in Wien.

Erster Band. Erstes Heft.

Ueber

die Lage des Handwerks in Oesterreich

von

Dr. Emanuel Adler.

Gross 8. Preis im Abonnement M. 2.50. Im Einzelverkauf M. 3.20.

Die Abhandlungen erscheinen in zwanglosen Heften.

Je ca. 30 Bogen werden einen Band bilden.

Preis pro Bogen im Abonnement 30 Pf., im Einzelverkauf 35—40 Pf.

Das zunehmende Interesse an einer gründlichen, wissenschaftlichen Erörterung volkswirtschaftlicher, staatsrechtlicher und verwaltungsrechtlicher Fragen in Oesterreich und die Thatsache, dass derartige Arbeiten aus und über Oesterreich bisher in den verschiedensten Zeitschriften und Sammlungen zerstreut veröffentlicht wurden, hat die Herausgeber veranlasst, in den „Wiener staatswissenschaftlichen Studien" einen Mittelpunkt zu schaffen, um Arbeiten der gedachten Art, die sowohl konkrete österreichische Verhältnisse als allgemein wissenschaftliche Fragen betreffen, zu vereinigen. Dabei sollen nicht nur Abhandlungen in die Sammlung Aufnahme finden, die in den Universitätsseminarien entstanden sind, vielmehr sollen die Wiener Studien einen Vereinigungspunkt für staatswissenschaftliche Arbeiten aus Oesterreich überhaupt bilden.

Der Verfasser dieses ersten Heftes bietet genaue Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Oesterreich. Entgegen den vielfachen Behauptungen, welche dem Handwerk einen baldigen und unvermeidlichen Untergang prophezeien, kommt er zu dem Resultat, dass diese Katastrophe weder so bald eintreten würde, noch überhaupt unausbleiblich sei. Viele Zweige des Handwerks werden auch fernerhin bestehen können, wenn ihre Vertreter einerseits ein höheres technisches und kaufmännisches Wissen sich aneignen, andrerseits zu Genossenschaften sich zusammenschliessen.

Die hier gewonnenen Ergebnisse gelten mit wenigen Abänderungen auch für das Deutsche Reich, wie alle andern Länder.

Der Prolog des vierten Evangeliums.

Sein polemisch-apologetischer Zweck.

Von

D. W. Baldensperger,
Professor an der Universität Giessen.

Gross 8. 4,40 Mk.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

= Litteratur zur sozialen Frage. =

(Siehe auch Nr. 21 an gleicher Stelle.)

Die sittliche Weltordnung.
Von
F. Traub,
Professor in Schönthal.
8. 1892. M. 1.80.

Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft.
Von
Dr. Ernst Grosse,
Professor an der Universität Freiburg.
Gross 8. 1896.
M. 5.—. In Liebhaberband geb. M. 7.50.

Statistik und Gesellschaftslehre.
Von
Dr. G. von Mayr,
Kaiserlichem Unterstaatssekretär z. D., Professor an der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg.
Erster Band. Theoretische Statistik.
Lex.-8. 1895. M. 5.—. Gebunden M. 6.—.
Zweiter Band. Bevölkerungsstatistik.
Lex.-8. 1897. M. 12.—. Gebunden M. 13.—.
(Aus „Handbuch des Oeffentlichen Rechts.")

Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik.
Von
Dr. Max Weber,
o. ö. Professor der Staatswissenschaft in Heidelberg.
Kl. 8. 1895. M. —.75.

Beiträge zur Geschichte des deutschen Genossenschaftswesens
von
A. Knittel.
8. 1895. M. 3.60.

Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen.
Herausgegeben von
Carl Johannes Fuchs, Heinrich Herkner, Gerhard von Schulze-Gävernitz, Max Weber.
I. Band, 1. Heft:
Die Unternehmer-Verbände (Conventionen, Cartelle). Ihr Wesen und ihre Bedeutung. Von Dr. R. Liefmann.
Gross 8. 1897.
Preis im Abonnement M. 4.—, im Einzelverkauf M. 5.—.
I. Band, 2. Heft:
Colbert's politische und volkswirtschaftliche Grundanschauungen. Von Dr. G. H. Hecht.
Gross 8. 1897.
Preis im Abonnement M. 1.60, im Einzelverkauf M. 2.—.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Das Buch Hiob.

Uebersetzt von
D. Bernhard Duhm,
o. Professor der Theologie in Basel.

8. 1897. M. 1.20. Gebunden M. 2.—.

(Die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. Uebersetzungen in den Versmaßen der Urschrift. I)

C. 14, V. 1 ff.
(Hiob an Gott:)

Der Sterbliche vom Weib geboren,
Kurzlebig und von Unruh satt,
Wie eine Blume sproßt und welkt er,
Und flieht dem Schatten gleich und bleibt nicht.

Und den hältst du so scharf im Auge,
Den bringst du ins Gericht mit dir?
Wie käme Reines von Unreinem,
Nicht einer ist von Fehle rein!

Wenn doch begrenzt sind seine Tage,
Bei dir liegt seiner Monde Zahl:
Sieh weg von ihm, damit er feire,
Dem Fröhner gleich des Tags sich freue!

Chronik der christlichen Welt

Nr. 22: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Württemberg; Aus dem badischen Landtag; Zu dem bekannten und kirchenrechtlich sehr interessanten Konflikt zwischen Landeskirche und freier Kirche in Frankfurt a. M.; Die Konfirmation und die höhern Schulen — Römische Kirche: Die Aufstände in Italien und der Klerikalismus; Die aus Freiburg ausgewanderten deutschen Professoren — Verschiedenes

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig